

bismillah

Zu diesem Buch

In einer anonymen Großstadt der nahen Zukunft begegnen sich drei Menschen auf ihrer Suche nach Sinn, Zugehörigkeit und einer Liebe, die Grenzen überwindet.

Begleitet wird ihr Weg von einem alten Buch, das von Dingen spricht, die in jener Zeit schon längst in Vergessenheit geraten sind, und langsam wird ihnen bewusst, wie fragil das Netz ist, das sich begonnen hat zwischen ihnen aufzuspannen.

Autorin

Katrin J. Brezansky-Günes wurde 1982 in Wien geboren.

Sie ist Kultur- und Sozialanthropologin, Islamische Theologin, Kunstpädagogin, Linguistin, Dozentin, Herausgeberin und freie Autorin. Seit 2017 ist sie als wissenschaftliche Leiterin des IHIW Wien tätig. Ihre Forschungs-Schwerpunkte sind Islamische Gender-Studies, Qur'anwissenschaften und Islamische Philosophie & Mystik.

Katrin J. Brezansky-Günes

Die Langsamkeit der freien Menschen

Roman



Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, sind vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages oder des jeweiligen Autors, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Sämtliche Angaben in diesem Werk erfolgen trotz sorgfältiger Bearbeitung ohne Gewähr; eine Haftung der Autoren sowie des Verlages ist ausgeschlossen.



© IHIW Press

Wien ▪ Hamburg ▪ Zürich

2019

www.ihiw.at

www.islamic-sciences.de

www.ihiw.ch

Umschlagbild: Edith Brezansky

Printed in Germany

ISBN 978-3-948196-02-8

*Für Hüseyin,
der mich dazu drängt,
immer einen Schritt weiter zu gehen.*

ALIF

ا

1.

*„Du wurdest geboren mit Potential.
Du wurdest geboren mit Güte und Vertrauen.
Du wurdest geboren mit Idealen und Träumen.
Du wurdest geboren mit Größe.
Du wurdest geboren mit Flügeln.
Du wurdest nicht dazu bestimmt zu kriechen,
also tu es nicht,
Du hast Flügel.
Lerne, wie du sie verwenden kannst
und fliege.“*

— Rumi

Es war Freitagmorgen, als Hanna beschloss, nicht mehr zur Arbeit zu gehen.

Die U-Bahn war mit einem Ruck stehen geblieben und spie die Masse von Menschen aus, die sich wie ein lebendiger Organismus über den Bahnsteig ergoss. Es war aussichtslos, dem Strom entkommen zu wollen. Die Einheit der Menge war überwältigend.

Die unzähligen Rolltreppen brachten sie höher und höher hinauf. Als die Stufen schließlich im Boden versanken und Hanna ins Freie gelangte, blendete sie das gleißende Tageslicht, sodass sie für einen Moment die Augen schließen musste. Sofort wurde sie von hinten angestoßen.

„Gehen Sie doch weiter! Haben sie denn nichts zu tun?“

Hanna versuchte die schrille Stimme zu lokalisieren, aber die Menschen drängten an ihr vorbei.

Sie liefen nahezu im Gleichschritt in Richtung der gigantischen Bürogebäude, die sich schwarz und schimmernd gegen den offenen blauen Himmel erhoben.

Ob sie denn nichts zu tun hätte?

Sie hatte mit Gott in der U-Bahn gesprochen.

Der Gott ihrer Kindheit, dessen Bild sich aufgelöst hatte im Dunst ihres langsamen Erwachsenwerdens, der aber dennoch niemals gänzlich verschwunden war.

Ein Gott, an den ihre Mutter nicht geglaubt hatte, der aber immer für sie dagewesen war, der ihr ein dumpfes Gefühl von Sicherheit vermittelt hatte, wenn sie abends allein im Dunklen lag. Eine Gewissheit, dass alles gut werden würde, irgendwann.

Sie blinzelte der schleimigen Sonne entgegen, die hoch im Herbsthimmel hing. Sie fühlte den feuchten Schweiß, der unter ihrer Bluse auf der Haut klebte. Das Wetter war mild und schwül, obwohl es zu dieser Jahreszeit immer schon frostig gewesen war. Der raue Geruch hing noch in der Luft, der aus den Kaminen und Schornsteinen aufstieg, und der ferne Duft von feuchter modriger Erde. Aber all das stammte nur mehr aus ihrer Erinnerung. Aus den verborgenen Winkeln in ihrem Gedächtnis, wo der Herbst abgespeichert war.

Die Straße war gesäumt von hohen Bäumen, deren kahle Äste sich merkwürdig verdreht wie Korkenzieher in alle Richtungen emporwanden. Sie hatten ihre verwelkten Blätter kraftlos und viel zu früh verloren, noch bevor sie in leuchtenden Farben langsam zu Boden hätten fallen können in der ganzen Sanftheit, die für diese Jahreszeit immer so charakteristisch gewesen war.

Diese Farben auf dem Schulweg, als würde ein schwelendes Feuer den Boden bedecken. Sie war gelaufen, dann wieder stehen geblieben. Die ermahrende Stimme der Mutter. Das weiche Herbstlaub. Sie würden zu spät kommen.

Gehen Sie doch weiter!

Männer und Frauen mit optimierten Körpern in beinahe identischen, eng geschnittenen Kostümen hasteten an ihr vorüber. Sie versuchte in ihre Gesichter zu sehen. In manchen erkannte sie den starren Blick der synthetischen Organismen, die kaum mehr von echten Menschen zu unterscheiden waren, außer dass ihnen die Fähigkeit zu Blinzeln fehlte. Die verbissenen Mienen der Frauen, die wahrscheinlich gerade erst ihren Nachwuchs in den öffentlichen Erziehungsanstalten abgegeben hatten, entnervt, weil sich ihre Kinder einfach nicht fertig machen wollten und fortwährend trödelten, statt die Wichtigkeit des straffen Terminkalenders ihrer Mütter anzuerkennen. Es machte diese Frauen unprofessionell, weich und verwundbar.

Ihre stumme Wut, die sie nicht gegen ihre Kinder richten konnten und deswegen gegen sich selbst richteten. Und nach stundenlanger Arbeit, mussten sie sie wieder abholen mit müden Augen und die kleinen Arme in die Jackenärmel manövrieren, ihnen die Schuhe

zubinden, in der vergeblichen Hoffnung, sie würden nur ein einziges Mal nicht protestieren.

Doch die Mehrheit der Bevölkerung hatte dieses Problem nicht mehr. Kinder zu bekommen galt längst als eine unzumutbare Einschränkung der individuellen Freiheit – jedenfalls entsprach diese Meinung dem, was Hanna in den virtuellen Lebenshilfe-Magazinen und den Lifestyle-Blogs las, in deren Archiven sie bisher Tag für Tag gearbeitet hatte. Die Bereitschaft zur natürlichen Reproduktion setzte dabei für gewöhnlich auch eine dauerhafte Beziehung voraus, was eine undenkbar Option für die meisten Menschen war, die Hanna kannte. Aber Hannas Mutter hatte sie ja auch allein großgezogen.

Männer interessieren sich doch nur für dich, wenn du nicht weißt, was du Wert bist, hatte ihre Mutter wie ein Mantra wiederholt. Ob das an sie selbst, oder an das Kind an ihrer Hand gerichtet war, konnte Hanna damals schwer beurteilen. Schließlich hatten sie einen Hund gekauft und Hanna hatte aufgehört, nach einem Vater zu fragen.

Haben sie denn nichts zu tun?

Sie blinzelte, plötzlich unfähig sich weiter zu bewegen.

„Nein“, sagte sie halblaut zu sich selbst. Sie nahm deutlich ihren Atem wahr. Sie holte tief Luft und wunderte sich, dass sie dabei nichts roch. Der Geruch der Abgase und des Smogs der Stadt waren in *Downtown* schon lange verschwunden, aber auch der Geruch von Bäumen und Parkbänken, der Geruch von Urin und altem Zeitungspapier, der Geruch von gebratenem Mais und Zigarettenstummeln und der Geruch von Weichspüler, der aus den Waschsälen ihrer Kindheit hinaus auf die Straße geweht war.

Sie starrte in den Himmel, der sich wolkenlos gegen die dunklen aalglatten Silhouetten der Hochhäuser abhob.

Nein, ich habe nichts zu tun, dachte sie.

Sie machte kehrt und als die Ampel grün wurde, überquerte sie die stark befahrene Straße. Das leise Surren der Elektromotoren zog an ihr vorüber wie ein weit entfernter Bienenschwarm.

*„Wenn die Tage auch vergehen,
lass sie ziehen,
es macht nichts,
solange Du nur bleibst,
denn nichts ist so rein und ewig wie Du.“*

— Rumi

Der Gebetsruf begann sanft wie ein weinendes Kind und steigerte sich dann zu einer Flut von polyphonen Seufzern, die aus allen Himmelsrichtungen gleichzeitig bezeugten, dass Gott größer war als alles und Muhammad Sein Gesandter, für alle Menschen und alle Zeiten.

Eilet zum Gebet. Eilet zur besten Handlung. Eilet zur Erlösung. Gott ist größer. Er ist größer als eure Vorstellung von Ihm. Er ist größer als eure Sorgen. Er ist größer als eure Wut. Er ist größer als alles, was ihr besitzt und alles, was ihr verloren habt.

Ihre Augen suchten im Dunkel der Nacht, das sich langsam auflöste. Sie suchten nach dem Morgenstern, der heller leuchtete als die fahlen Lichter der Stadt. Sie suchten nach der Mondsichel, die wie ein alter Palmzweig jeden Monat unbeirrbar wiederkehrte. Sie suchten nach der Hoffnung, die geblieben war, und ohne der das Leben jeden Anstand verlieren würde. *Wenn du die Hoffnung aufgibst, dann hast du deine Menschlichkeit verloren.*

Die mahnende Stimme ihrer Großmutter, hallte tief in ihrem Gedächtnis nach.

Wenn du deinen Glauben aufgibst, dann hat er gesiegt – derjenige, der dir überall auflauert. Vergiss nicht, dass er dir näher ist, als du dir selbst.

Noch näher ist uns nur Er – denn Er ist über alles erhaben.

Aber sie konnte ihn förmlich riechen – denjenigen, den Gott zum offenen Feind der Menschen erklärt hatte. Die Straßen waren gefüllt von diesem Geruch, der von Hunger und Verlust herrührte, von ausgebrannten Ruinen und zersetzten Kleidern, von schmutzigen Kindern, die verzweifelt nach ihren Eltern suchten, und den allgegenwärtigen Fliegen, die keinen Unterschied machten zwischen Mensch, Tier oder Aas.

„Im Namen Gottes, des Gnädigen des Barmherzigen. Ich suche Zuflucht bei Dir“, flüsterte sie und ließ sich das Wasser über Gesicht

und Arme laufen, strich über ihren Scheitel und ihre Fußrücken. Ihre Beine zitterten, als sie vor ihren Schöpfer trat und sich beugte wie ein Zweig, der im Wind tanzte.

Muhammad.

Mu-ham-mad. – *Der Friede sei mit dir und deiner reinen Familie.*

Die Worte folgten diesem Namen wie ein Reflex, Teil einer unabtrennbaren Wirklichkeit. Wie oft in ihrem Leben hatte sie diesen Namen schon geflüstert und gerufen?

Aber was bedeutete er eigentlich?

Dieser Name.

Seit sie ein Kind war, dachte sie dabei an einen Mann mit glänzendem Vollbart und Augen, in denen sich das Universum widerspiegelte. Ein sanfter, unendlich geduldiger Mann, der die Hände seiner Tochter küsste und sie auf seine Schultern setzte, zu einer Zeit, als alle dachten, eine Tochter würde nur den Tod eines Mannes bedeuten. Ein Mann, der seine Enkelkinder während dem Gebet auf seinem Rücken trug und sich zu ihnen auf den Boden setzte, wenn sie mit ihm spielen wollten. Und sein Lächeln, das die Erde erhellte und seine stärkste Waffe gewesen war.

Es waren diese Bilder des Propheten und seiner Familie, die ihre Großmutter für sie mit ihren Erzählungen und Gedichten aufgezeichnet hatte. Diese Geschichten hatten Zahiras Leben durchdrungen wie die feinen silbernen Fäden in den Haaren der alternden Frau, die sie immer nur in der Abgeschlossenheit ihres Hauses offenbart hatte.

Zahira versuchte in ihrer Erinnerung die tiefen Furchen und die unzähligen Lachfalten um ihren Mund nachzuzeichnen. Es war ihr zu einer täglichen Übung geworden, ein Versuch, das Verblassen dieses Bildes aufzuhalten. Aber mehr noch als nach ihrem Gesicht, sehnte sie sich nach dem Geruch, der nur dieser Frau zu eigen gewesen war, und den Zahira immer noch im Raum wahrzunehmen dachte. Diese Mischung aus Rosenseife, Gelbwurz und dem Schrot gemahlener Gerste, die sie jeden Morgen zu frischem Brot verarbeitet hatte. Seit sie zurückdenken konnte, hatte sie dieser Duft begleitet, wenn Zahira neben ihr das Gebet verrichtet hatte, und sie hätte sich nicht vorstellen können, ein Leben zu führen, ohne dieses regelmäßige Verbeugen und Niederknien.

Mu-ham-mad.

Nur ein Atemzug.

Als ob sie diesen Namen zum ersten Mal hören würde.

Mu-ham-mad.

Plötzlich stand ihr Herz in Flammen.

Die Hoffnung, an die sie sich geklammert hatte, wurde zu einer Stichflamme, die alles verbrannte, was an Dunkelheit da war. Ihre Stirn lag auf dem kühlen Stein und das Universum überwältigte sie in ihrem Innersten, bis ein Meer aus Tränen ihr die Sicht nahm.

Mu-ham-mad.

Zum ersten Mal begriff sie wirklich, wieso sie sich ihr Leben lang täglich niedergekniet hatte.

Es traf sie mit der Wucht eines Ziegelsteins, aber es war unmöglich dafür Worte zu finden.

Als sich die Sonne langsam erhob, warf Zahira einen letzten Blick aus dem Fenster auf die Ruinen der einst goldenen Kuppel, die sie Tag für Tag im Morgenlicht bestaunt hatte.

Jede Gewissheit, die sie besessen hatte, schien ihr zerstört.

Jeder Mensch, der ihrem Leben Halt gegeben hatte, war ihr entrissen worden. Die Einsamkeit lauerte ihr in jeder Ecke des vertrauten Zimmers auf.

Doch als sie an diesem Morgen das Tuch aufsetzte, in langjähriger Routine mit einer einzelnen Stecknadel über ihrem Hinterkopf zusammenheftete und anschließend ihren langen dunklen Umhang über sich zog, spürte sie mit einem Mal nichts als Vertrauen – als hätte sie ihr Leben lang vor allem Angst gehabt, bis sie Ihn kennengelernt hatte.

2.

*„Du denkst über dich selbst
Dass du ein Bürger dieses Universum wärest
Du denkst, dass du hier hingehörst
In diese Welt von Staub und Materie
Aus diesem Staub
hast du dir ein Bild
von dir selbst erschaffen
Und hast dabei vergessen
Was die Essenz deiner wahren Herkunft ist.“*

— Rumi

Sie betrachtete lange die Schaufenster.

Die eleganten Puppen mit den Preisschildern, nur knapp verhüllt. Darin spiegelte sich ihre eigene Silhouette. Sie wusste genau, welche Figur sie in diesen Kleidern machen würde und verzog unwillkürlich das Gesicht.

Sie hatte körperliche Selbst-Optimierung bisher nie ernsthaft in Betracht gezogen, obwohl sie sich natürlich schon das ein oder andere Mal versucht hatte vorzustellen, wie solche Eingriffe ihr Erscheinungsbild verändern würden.

Dabei fand sie sich selbst eigentlich gar nicht so unattraktiv, auch wenn ihr Optimierungsbedarf bereits in der Grundschule im zweistelligen Bereich bemessen worden war. Aber sie vermutete, dass dies hauptsächlich den unkontrollierbaren Locken geschuldet war, die ihr in der Farbe von verrostetem Metall in dicken Stirnfransen ins Gesicht fielen. Vielleicht lag es aber auch an den Sommersprossen, die sie jeden Morgen unter einer lächerlich teuren Abdeckungscreme versuchte verschwinden zu lassen, oder an den hellen Augen und den beinahe farblosen Wimpern, die erst sichtbar wurden, wenn sie gewissenhaft ihr intensives, schwarzes Make-up aufgetragen hatte. Hochhakige Schuhe betrachtete sie aufgrund ihrer Körpergröße als stilistische Lebensnotwendigkeit.

Doch auch wenn sie für gewöhnlich einen beträchtlichen Teil ihrer morgendlichen Routine der Wahl eines passenden Outfits widmete,

entkam sie nur selten dem kritischen Blick von Suri, die sie stets dazu aufforderte, doch mehr Nutzen aus ihren Vorzügen zu ziehen.

Aber wozu? Flirten war auch bequem von zu Hause aus möglich. Es gab genügend virtuelle Plattformen, Apps und andere online-Dienste, um solche banalen Bedürfnisse nach Anerkennung zu erfüllen. Das konnte sie auch in ihren grauen Lieblings-Jogginghosen erledigen, die ihren Rundungen wenigstens die Freiheit ließen, sich ungehemmt zu entfalten.

Wenn sie zur Arbeit erschien, war sie ebenfalls darauf bedacht, sich nicht zu freizügig zu zeigen, denn sie verfolgte nicht die Absicht, befördert zu werden. Aber Suri hatte selbstverständlich leicht reden. Ihr öffentliches Auftreten war stets makellos. Sie zog die Blicke der Menschen auf sich, ohne dass es ihr die geringste Mühe zu bereiten schien.

Ihrer Freundin gegenüber traute Hanna es sich natürlich nicht auszusprechen, aber insgeheim träumte sie doch von etwas ganz anderem.

Freundin.

Eine Weile lang überlegte sie, was dieses Wort überhaupt bedeutete.

Die Einkaufsstraße, die sich quer durch *Downtown West* zog, war von einem Meer aus grün fluoreszierenden Hologrammen gesäumt – Werbungen, die am Tag blasser aussahen, als in der Nacht, wenn die Gehsteige voll waren von Frauen auf der Suche nach sich selbst.

Sie ging am Zentralbahnhof vorbei, der die Stadt mit dem Kontinent verband und überquerte dann eine Brücke. Diese war hoch über einem mehrspurigen Highway gespannt und eröffnete den Blick Richtung Süden der Stadt, wo die Häuser allmählich niedriger wurden und die Luft verbraucher. Gegen Norden erhoben sich die glänzenden Wohntürme beinahe auf dieselbe Höhe wie die schneebedeckten Gipfel der umliegenden Bergketten, die die Stadt umgrenzten und als Luftfilter und Frischwasserreservoir für *Downtown West* und die nördlichen Wohnbezirke dienten.

Sie folgte dem Straßenverlauf planlos Richtung Süden, bis sie allmählich begann, das Zeitgefühl zu verlieren und sich die breiten Straßen in einem Gewirr aus älteren Gassen verloren. Die Häuser wurden zunehmend schäbiger und glichen einander in der Trostlosigkeit ihrer Fassaden, die verblichen und aufgerissen wirkten wie eine alternde Haut. Winzige Balkone mit jahrhundertealten, schmiedeeisernen Gittern traten unter den schmalen Fenstern hervor. An manchen hing Wäsche. Dazwischen immer wieder zerschlagene Scheiben und beschmierte Fensterläden. Von rostigen Klimaanlageen tropfte Wasser.

Sie konnte sich nicht daran erinnern, jemals zuvor hier gewesen zu sein und überlegte, ob sie nicht langsam wieder umkehren sollte, aber ihre klappernden Schritte trugen sie beständig weiter. Das ziellose Laufen hatte etwas Befreiendes an sich. Sie bog in eine weitere Gasse ein. Seltsame Gerüche strömten aus den Hauseingängen und mischten sich mit dem Duft von Seifenlauge und frisch aufgewaschenem, nassem Stein. In welcher Gegend der Stadt befand sie sich hier? Und wieso waren diese Frauen nicht in den Bürozentren bei der Arbeit, sondern damit beschäftigt, Wäsche auf Leinen zu hängen, die hoch über der Gasse gespannt waren? Sie hörte sogar jemanden singen. Dann, dieselbe Stimme, ein Kind ermahnend. Worte in einer fremden Sprache. Sie klangen laut und aufgebracht und schienen doch Ausdruck einer besorgten Liebe.

Einige Kinder spielten auf der Straße Fußball.

Ihre Schritte wurden langsamer. Der Dampf, der aus der Kanalisation hochstieg, bereitete ihr Unbehagen. Der Absatz ihres Schuhs verfang sich im Rinnstein und sie wäre fast gestolpert, als ein Hybrid-Moped hupend an ihr vorbeifuhr. Zwei bärtige Männer und ein kleiner dunkeläugiger Junge mit krausem Haar saßen darauf und grinsten ihr unverschämt zu. Eine Frau trug ein geblühtes Tuch, das aussah wie ein altes Bettlaken, tief über sich gezogen und schleppte zwei Einkaufsäcke, bevor sie in einem Hauseingang verschwand.

Hanna erreichte das Ende der Gasse und vor ihr lag ein offener Platz, voller Leben. Männer und Frauen schoben sich durch die langen Reihen des Marktes. Unterschiedlichste Waren wurden angepriesen, aber diese Geschäftigkeit war dennoch eine gänzlich andere als die hektische Nervosität, die sie von *Downtown* gewohnt war. Sie versuchte sich unter die bunte Menge zu mischen, aber immer wieder zog sie neugierige Blicke auf sich. Menschen tranken schwarzen Tee aus kleinen Gläsern, sie spielten Brettspiele und lasen Zeitungen in einer fremden Schrift. Große Pfeifen wurden geraucht. Frische Lebensmittel lagen großzügig ausgebreitet vor ihr. Berge von rohem Fleisch und Gemüse, fremden Gewürzen und Obst in allen Farben, duftend und übersät mit braunen Flecken und Druckstellen, aber ohne den typischen Glanz der Früchte, die sie in ihren täglichen online-Bestellungen erhielt. Flinke Frauenhände fischten die besten Stücke aus den Obstpyramiden und steckten sie in braune Papiertüten, die sie den Verkäufern hinstreckten und diese aufforderten, ihnen einen Preis zu nennen, den sie daraufhin wild gestikulierend verhandelten. Die meisten dieser Frauen trugen ihre Körper verhüllt unter weiten Gewändern und Tüchern. Sie schienen stolz, ganz ohne den Idealmaßen der urbanen Bevölkerung zu entsprechen.

Das Merkwürdigste aber war, wie sie lächelten. Es war ein Lächeln, an das sie sich kaum mehr erinnern konnte. Ein Lächeln wie aus ihrer Kindheit und mit einem Mal kamen ihr diese Menschen im diffusen Vormittagslicht lebendiger und realer vor als die Menschen, denen sie tagtäglich begegnete.

Als sie den Marktplatz durchquert hatte, suchte sie im Schatten eines Hauseinganges Zuflucht vor den vielfältigen, verwirrenden Eindrücken und den ungewohnten Gerüchen, die eine berauschende Wirkung auf sie auszuüben schienen. Sie lehnte sich an die kühle Hausmauer und atmete einige Male tief durch, als sie eine eigentümliche Melodie vernahm. Sie lauschte einige Sekunden angestrengt und vergaß dabei beinahe zu atmen.

Es war nur die einzelne Stimme eines Mannes.

Keine digital synkopierten Rhythmen oder Tech-Beats.

Sie verstand die Worte nicht, aber etwas in ihr fühlte sich tief hingezogen zu dieser Melodie, die sie mit nichts vergleichen konnte, was sie bisher gehört hatte. Sie versuchte ihren Ursprung auszumachen und folgte der Stimme, bis sie zu einem Fenster gelangte, das zu einem Raum zu gehören schien, der sich unterhalb der Erde befand. Sie suchte nach dem Eingang zu dem Kellerraum und entdeckte eine schlichte Tür, die keine Klinke besaß und auf die Buchstaben gemalt worden waren, die sie nicht entziffern konnte. Als Hanna sie vorsichtig anstieß, gab sie ohne Anstand nach. Die einzelne Stimme erfüllte plötzlich den ganzen Raum. Sie konnte kaum etwas erkennen. Nur ein gebündelter Strahl Sonnenlicht fiel schräg durch das Fenster ein. In ihm manifestierten sich unzählige Staubwirbel.

Als sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah sie vor sich einen leeren Raum, ausgelegt mit rötlich gemusterten Teppichen. In einem kleinen Vorraum standen leere Holzregale, auf denen nur ein einzelnes Paar Schuhe abgestellt war. Sie streifte ihre eigenen hochhakigen Schuhe ab und stellte sie neben das andere Paar. Dann trat sie ein in den Lichtkegel voller Staubwirbel. Sie spürte den weichen Teppich, der sich an ihre Fußsohlen schmiegte – endlich entlastet von den hohen Absätzen.

Hanna ließ sich in einer Ecke des Raumes hinter einem grünen Vorhang nieder und lauschte der magnetisierenden Stimme.

Sie hatte das Bedürfnis sich einzuhüllen und fallen zu lassen, als sie gefaltete grüne Wolldecken entdeckte, die ordentlich an einer weiß getünchten Wand gestapelt waren. Sie nahm eine davon und breitete sie über ihre Beine aus. Dann merkte sie, wie eine bleierne Müdigkeit ihren Körper erfasste und ihre Augenlider schwer wurden.

Eine Stimme sprach zu ihr und weckte sie aus einem merkwürdigen Traum. Sie verstand nicht, was die Stimme zu ihr sagte.

Als sie aufblickte, sah sie zwei leuchtende Augen unmittelbar vor sich. Sie gehörten einem bärtigen Mann, der versuchte mit ihr zu kommunizieren. Seine Haut war beinahe schwarz und schimmerte im schräg einfallenden Licht.

Erschrocken setzte sie sich auf.

Sie schämte sich, hier einfach eingedrungen zu sein.

„Es tut mir leid, ich habe mich verirrt“, stammelte sie betreten und wusste nicht, ob er sie überhaupt verstehen würde.

Doch der junge Mann lächelte und offenbarte dabei strahlend weiße Zähne.

„Das ist ok. Es ist ein guter Ort, um herzukommen, wenn man sich verirrt hat“, entgegnete er in ihrer Sprache – völlig akzentfrei.

Ob es sich um einen Traum handelte?

„Möchten Sie vielleicht ein Glas Tee?“

Sie nickte, unfähig ein Wort hervorzubringen, als sie die unerwartet einladenden Worte vernahm.

Der junge Mann ließ sie allein zurück, nur um kurz darauf wieder zu kehren mit einem kleinen sanduhrförmigen Glas Tee auf einem silbernen Tablett und einer jungen Frau an seiner Seite, die von Kopf bis Fuß verhüllt war. Nur ihr Gesicht und ihre Hände waren sichtbar. Der Tee leuchtete dunkelrot. Er war sehr bitter, aber stark gesüßt und heiß.

„Woher kommst du, Schwester?“, fragte die junge Frau. Hanna war sich nicht sicher, ob die Worte wirklich an sie gerichtet waren.

„Ich bin nur dieser Melodie gefolgt. Ich habe so etwas noch nie gehört“, versuchte Hanna zu erklären und sah wie der junge Mann begann zu lächeln, bevor er seinen Blick respektvoll senkte.

Sie starrte ihn an.

Noch niemals zuvor hatte sie so eine Güte und Schönheit gespürt, wie von dem Anblick dieses Mannes ausging. Sie konnte ihren Blick einfach nicht von ihm abwenden, während die junge Frau mit sanfter Stimme weiter zu ihr sprach.

„Dann waren es Seine Worte, die dich zu uns geführt haben. Wenn du deinem Herzen folgst, dann wirst du sicherlich deinen Weg finden.“

Unter normalen Umständen hätten diese Worte auf Hanna gewirkt wie ein Spruch, den jemand als Wallpaper auf *Social-News* gepostet hat, aber in diesem Moment erschienen sie ihr wie eine Botschaft von unergründlicher Tiefe. Sie wollte so vieles fragen, aber ihre Zunge war wie gelähmt. Sie hatte das Bedürfnis diesen jungen Mann wei-

terhin zu betrachten, von dem so viel Licht auszustrahlen schien, aber da wurde ihr bewusst, wie unangebracht es war, und sie fühlte sich als wäre sie in etwas eingedrungen, zu dem ihr der Zugang eigentlich verwehrt sein müsste.

„Bleiben Sie ruhig noch eine Weile hier“, sagte die junge Frau, als hätte sie Hannas Gedanken gelesen. Sie nahm ihr das leere Teeglas ab und Hanna versank dankbar in dem weichen Teppichboden. Sie beobachtete, wie sich der Raum nach und nach mit Frauen und Männern füllte, die sich in langen geordneten Reihen dicht nebeneinander aufstellten. Sie begannen seltsame Worte vor sich her zu murmeln und verbeugten sich alle im Gleichklang. Dann knieten sie sich auf den Teppich und berührten mit ihrer Stirn den Boden. Sie richteten sich wieder auf und beugten sich erneut. Dieser Ablauf wiederholte sich einige Male.

Hanna konnte ihren Blick nicht davon loslösen. Sie spürte wie sich ein kühler Frieden in ihr ausbreitete. Menschen um sie herum grüßten einander und unterhielten sich in fremden Sprachen, während Tee ausgeschenkt wurde und Kinder trockene Kekse dazu verteilten. Dann hörte sie wieder die einzelne Stimme jenes Mannes, die den Raum füllte und alle anderen Stimmen augenblicklich zum Verstummen brachte. Sie folgte seiner Stimme, bis sie vergaß wer und wo sie war und in einen traumlosen Schlaf hinüberglitt.

Als sie neuerlich erwachte, fiel von draußen bereits goldenes Nachmittagslicht durch das gegenüberliegende Fenster. Der Raum war menschenleer. Sie war noch immer eingehüllt in die grüne Decke, aber sie fröstelte, von der langen Regungslosigkeit ihrer Glieder ganz benommen. Desorientiert erhob sie sich und suchte ihre Schuhe, die einsam auf dem Regal standen, wo sie sie zuvor zurückgelassen hatte.

Hanna trat hinaus ins Freie, wo der herannahende Abend bereits begann, seine langen Schatten zu werfen. Die Luft war kühler als zuvor und voller Düfte. Sie hatte nagenden Hunger. Ihre Zunge fühlte sich verbrannt an von dem heißen Tee, aber sie spürte eine innere Leichtigkeit und konnte sich nicht daran erinnern, wann sie das letzte Mal etwas Ähnliches empfunden hatte.

Es waren viele Menschen auf dem Marktplatz. Es roch nach gegrilltem Fleisch und Popcorn. Jemand rief ihr zu und winkte sie zu sich. Ein Händler mit dichtem Schnauzbart und Augen, die so glänzten wie seine fettigen Hände. Sie kam näher und er gab ihr lachend ein

Stück Fladenbrot gefüllt mit gegrilltem Fleisch, Zwiebeln und Tomaten. Er wischte seine Hände in seiner Schürze ab und wehrte ihr Angebot ab, etwas dafür zu bezahlen. Er deutete ihr, es anzunehmen und sie aß mit überwältigendem Appetit.

Kinder wurden hineingerufen. Frauen nahmen die Wäsche von den Leinen. Gelächter quoll aus Fenstern heraus, die weit geöffnet waren, begleitet von Tellergeklapper und stillen Gebeten. Eine Katze miaute und sie fühlte sich unglaublich lebendig.

Sie kam an einem Schaufenster vorbei und blickte durch die ungeputzten Scheiben. Hanna sah darin einen alten Mann, umringt von tausenden Büchern, die sich an den Wänden stapelten.

Er saß auf dem Fußboden, dicht über ein Buch gebeugt und las, während sich seine Lippen lautlos dazu bewegten. Sein Bart war weiß wie ein leeres Blatt.

Sie beschloss an die Tür zu klopfen und hörte als Antwort nur ein tiefes Brummen, bevor er ihr öffnete.

Er sah sie durch dicke Brillengläser hinweg an.

„Haben Sie noch geöffnet?“, fragte Hanna ohne zu überlegen.

Ein unmerkliches Lächeln erschien unter dem Bart.

Er deutete ihr, ihm zu folgen.

„Was suchen Sie denn?“, fragte er mit dem seltsamen Akzent eines Mannes, der schon lange hier lebte, aber an einem anderen Ort seine Kindheit verbracht hatte.

„Ich weiß nicht genau, können sie mir denn etwas empfehlen?“

Der Mann schob seine Brille, die eigentlich gar nicht verrutscht war, auf der Nase zurecht.

„Wohin gehen sie denn nur? Es ist doch nichts als eine Erinnerung für alle Welten“, murmelte er vor sich hin. Er musterte sie kurz über den Brillenrand hinweg und suchte etwas in einem der Regale, die bis unter die Decke hinaufreichten. Dann zog er ein dickes in Leder und Staub gebundenes Buch hervor. Er strich beinahe zärtlich über den Buchrücken und streckte es ihr dann entgegen.

„Für denjenigen von euch, der gewillt ist, den rechten Weg zu gehen“, flüsterte er. Als sie ihn verwundert ansah, sagte er nur: „Ein seltenes Stück. Das finden sie in dieser Stadt bestimmt kein zweites Mal.“

Sie nahm es an sich, nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht zu spüren, obwohl sie annahm, dass sein Kommentar bereits Teil einer geschickten Verhandlungsstrategie sein musste. Aber für Hanna spielte es in diesem Moment keine Rolle. Sie gab ihm ohne zu zögern, was er verlangte.

„Und ihr werdet es nicht wollen, außer wenn der Herr aller Welten es will“, sagte er leise, als er Hannas Geldscheine entgegennahm, doch sie hatte mittlerweile aufgehört, sich darüber zu wundern.

Beim Verlassen des Ladens spürte sie das Gewicht des dicken Buches in ihrer Handtasche. Es vermittelte ihr ein Gefühl, als ob es all ihre Probleme lösen könnte. Dann aktivierte sie die Navigation auf ihrem Smartphone und folgte dem Verlauf der Gassen konsequent Richtung Norden, bis sie an eine große Plakatwand stieß. Es war eine Werbung für eine Versicherung. Überdimensioniert darauf abgebildet war eine alte Frau mit dem Körper einer Sechzehnjährigen. Sie trug ein grelles Lächeln und ein bauchfreies Shirt.

Nach dieser Straßenbiegung umfingen Hanna wieder die hektischen Bewegungen und der gewohnte grüne Neon-Smog der Hologramme, die die nächtlichen Straßen erhellten.

*Meine Seele kommt von anderswo,
da bin ich mir sicher,
und dort möchte ich landen.*

— *Rumi*

Es war noch dunkel, als sie erwachte, in einem sauberen Bett, in einem unbekanntem Zimmer. Sie war völlig orientierungslos. Es roch fremd und die Luft fühlte sich kühl und trocken an ihrer Haut an. Sie wartete, bis es langsam – unendlich langsam – heller wurde.

Sie hörte einen Hund bellen.

Hunde.

Sie hatte davon gehört, dass in diesem Land viele Menschen mit Hunden zusammenlebten und manche diese sogar behandelten wie ihre Kinder. Sie teilten ihre Betten mit ihnen, bekleideten sie und gingen mit ihnen zu einem Friseur.

Sie erinnerte sich an die Geschichte, die Amir ihr erzählt hatte, von seiner Zeit, als er in diesem Land gelebt hatte. Eine alte Frau war regelmäßige Kundin in der Fleischerei seines Freundes gewesen, in der er ausgeholfen hatte. Sie kaufte meist Lammkotletten, das Teuerste, was sie in dem Laden zu bieten hatten. Doch eines Tages fragte sie nach Rostbraten. Auf Amirs Frage hin, ob sie heute kein Lamm wollte, runzelte sie die Stirn und meinte, ihrem Jonathan sei das Fleisch in letzter Zeit nicht gut bekommen. Amir hatte sich daraufhin höflich nach dem Gesundheitszustand ihres Mannes erkundigt, als die Frau wieder die Stirn runzelte und entgegnete, ihr Mann sei doch vor Jahren gestorben. Dann rief sie ihren Jonathan bei Fuß und verließ ärgerlich den Laden.

Zahira erinnerte sich plötzlich lebhaft an Amirs Gesicht, als er ihr diese Geschichte erzählt hatte. Seine Miene war zunächst todernst gewesen, aber an den kleinen Falten, die sich rund um seine Augen bildeten, konnte sie erahnen, dass er im nächsten Moment beginnen würde zu lächeln und dann würden sie beide in lautes Gelächter ausbrechen. Das Lachen eines jungen Ehepaares, das kurz darauf im Donner eines Bombeneinschlages in der Nachbarschaft erstickt wurde. Mit einem Satz hatte Amir seine Jacke übergeworfen und war zur Tür gelaufen.

„Ich glaube das war das Haus von Abu Ja'far und Saliha!“

Sie nickte nur stumm als Geste ihrer Zustimmung – ein Zeichen ihres bedingungslosen Vertrauens in seine Handlungen. Sie war dankbar für einen Ehemann, der ohne einen weiteren Gedanken zu verlieren, aufsprang, um seinen Nachbarn zu Hilfe zu eilen und keine weitere Sekunde an seine eigene Sicherheit und Zukunft dachte – und an ihre. Sie wollte ihm zulächeln und noch etwas sagen, aber er war bereits hinausgelaufen, als sie die langgezogenen klagenden Schreie von Saliha hörte, die eben ihren Mann und vier ihrer Kinder verloren hatte. Das war das letzte Mal, dass sie Amir gesehen hatte.

Die Soldaten hatten Abu Ja'far beschuldigt, eine Terroristenschule in seinem Haus eingerichtet zu haben, weil er trotz des Krieges und der Besatzung täglich Schüler des Buches empfangen und unterrichtet hatte. Seine Schüler und die jungen und älteren Männer aus der Nachbarschaft, die ihm zu Hilfe gekommen waren, wurden alle sofort verhaftet.

Zahira biss sich auf die Lippe, bis diese blutete.

Der Hund bellte unaufhörlich in der Ferne. Hunde waren also das letzte Gesprächsthema zwischen ihr und ihrem Ehemann gewesen.

Das Morgenlicht kroch allmählich durch dicke Vorhänge und ließ schemenhaft die Umrisse ihrer neuen Heimat sichtbar werden. Sie schlug vorsichtig die dünne Decke zurück und tastete mit ihren Füßen nach dem Boden, der knarrte, als sie auftrat.

Es gab ein Waschbecken in dem Zimmer und einen kleinen Spiegel, der schon stellenweise erblindet war. So konnte sie ihre rituelle Waschung durchführen, ohne den Raum verlassen zu müssen. Sie öffnete den Hahn und ließ etwas von dem kühlen Wasser über ihr Gesicht, ihre Nase und ihre Augen laufen. Selbst das Wasser roch anders hier. Dann strich sie zweimal sorgfältig über ihr Gesicht, und wusch ihre Arme und Hände, ließ einige Tropfen über ihren Scheitel laufen und benetzte ihre Füße von den Zehen bis zum Mittelfußknochen mit der restlichen Nässe auf ihren Fingern. Sie war bereit für ihr erstes Morgengebet in diesem Land.

Ein tiefer Frieden überkam sie, als ihr bewusst wurde, dass es keinen Unterschied machte, ob sie sich im Osten oder im Westen an Ihn wandte, ob bei Tag oder bei Nacht. Denn Er war heimatlos wie sie, zeitlos und ewig. Und doch war Er es, Der alle Welten geschaffen hatte und der die Zeitphasen bestimmt hatte, damit der Mensch sich darin orientieren konnte. Es erfüllte sie mit Dankbarkeit, dass sie in diesem Gefüge atmen durfte und sie fühlte sich mit einem Mal nicht mehr fremd, denn Er war ihr immer nahe, egal wo in dieser Welt sie sich vor Ihm verneigte und niederkniete.

Vereinzelte Vögel kreischten unaufhörlich, hoch über den Dächern der Stadt. Sie fröstelte trotz ihres Mantels und den milden, frühwintertlichen Temperaturen. Die Sonne war gerade erst aufgegangen und erhob sich schwerfällig hinter dichten Wolken über den Häusern.

Die Kälte, die sie von ihrer Heimat her nicht gewohnt war, nagte an ihren Gliedern, aber wenigstens spürte sie so, dass sie am Leben war. Sie hängte ihre Wäsche auf die Leine, die quer über den schmalen Innenhof gespannt war und fragte sich, ob sie sich hier jemals zu Hause fühlen würde.

Nach ihr waren viele gekommen. Abertausende auf der Flucht. Sie flohen aus ihrer Heimat, wo nichts mehr auf sie wartete als Unsicherheit, Zerstörung und all die schmerzhaften Erinnerungen daran, dass diese Ruinen einst ihre Häuser gewesen waren. Aber Zahira hatte Glück gehabt. Sie hatte jemanden, der ihre Ausreise organisiert hatte. Sie war hier angekommen mit einem gültigen Visum, das ihr ermöglichte, die lange Schlange von Männern, Frauen und Kindern zu umgehen, die im Asyl-Transit warten mussten. Ihr Onkel hatte sie schnell entdeckt unter der Menge der ankommenden Flugreisenden und in Empfang genommen, auch wenn sie sich nur mehr dunkel seinen Gesichtszügen entsinnen konnte aus einer Zeit, als sein Bart noch nicht ergraut gewesen war. Aber da waren auch die vielen fremden Blicke, die sie anstarrten, wahrscheinlich wegen ihres dunklen Umhanges, der doch gleichzeitig auch ihr einziger Schutz davor war.

Als der Wäschekorb leer war und ihre langen Blusen und verblichenen T-Shirts, eine Jogginghose, drei Kopftücher und ihre schwarze Abaya, wie merkwürdige Schatten ihrer selbst auf der Leine hingen, setzte sie sich auf eine schmale Bank und lehnte sich an die Hausmauer, deren moosgrüner Verputz an manchen Stellen abgeblättert war. Ihre Hände stießen tief in ihrer Manteltasche auf einen kleinen harten Gegenstand. Sie befühlte ihn einige Augenblicke lang und machte sich ein Spiel daraus zu überlegen, worum es sich dabei handeln könnte. Schließlich kramte sie die alte Pistazie hervor, befreite sie aus ihrer harten Schalte und schob sie ohne weiter zu überlegen in ihren Mund. Der salzige Geschmack von Tränen und dann die weiche Nuss, die aus ihrer dünnen Haut platzte. Sie schloss die Augen und dachte dabei an die vielen Male, die sie gemeinsam mit

Amir schüsselweise Pistazien geknabbert hatte, während sie ihm dabei zuhörte, wie er ihr den neuesten Klatsch aus der Nachbarschaft erzählte. Sein Blick, der aufmerksam auf ihr ruhte und jede ihrer Bewegungen beobachtete, als sie ihm heißen schwarzen Tee nachschenkte und Zucker in seinem Glas umrührte, bis sich dieser vollständig aufgelöst hatte. Es war ein Ritual aus den ersten Tagen ihrer Ehe, als seine Gegenwart für sie noch so ungewohnt war und seine ungeteilte Aufmerksamkeit sie stolz und verlegen gleichzeitig gemacht hatte. Doch diese Pistazie war alt und weich geworden. Sie hatte einen schalen, leicht ranzigen Nachgeschmack. Und plötzlich kam ihr jenes Leben ebenfalls nur mehr wie eine weitentfernte Erinnerung vor, die in der Gegenwart nie wieder den gleichen Geschmack haben würde wie damals. Als hätte dieses Leben ein Ablaufdatum gehabt, ohne dass sie darauf geachtet hätte.

Amir hatte beinahe vier Jahre in dieser Stadt studiert, bevor er in seine Heimat zurückgekehrt war, um die verwaiste ehemalige Nachbarstochter zu heiraten und zu ihr und ihrer kranken Großmutter zu ziehen.

Sie hatte nicht einmal begriffen, was sein Studienfach gewesen war. Mikrosystemtechnologie oder Neurotechnik? Jedenfalls besaß er die Fähigkeit, kleinste Teile in Computern und anderen elektronischen Systemen zu reparieren und er baute dicht über ihrem Küchentisch gebeugt selbst neue Geräte aus Computermüll und alten Smartphones zusammen. Es war, als würde durch ihn nicht nur eine andere Welt einzig in ihren bescheidenen Haushalt erhalten, sondern auch eine andere Zeit. Er erzählte ihr manchmal von den technologischen Entwicklungen, die die Kommunikation und den Transport der Zukunft bestimmen würden.

Er sprach von selbstfahrenden Taxis, Drohnen für den Pakettransport, die künftig auch für den Nahverkehr zum Einsatz kommen sollten und „*Neuro-Technological Devices*“ – „*NTDs*“ – die im Slang der Leute einfach nur als „*Neurophones*“ bezeichnet wurden, obwohl sie weitaus mehr als nur die Funktionen traditioneller Smartphones übernehmen konnten. Er hatte ihr versucht zu erklären, dass diese Geräte, die nicht größer waren als ein Reiskorn, die Möglichkeiten der staatlichen Überwachung völlig revolutionieren würden. Ein winziger neuromorphischer Chip, der unter die Haut am Handgelenk implantiert werden konnte. Die Grundidee basierte dabei auf einer Erfindung, die bereits Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts patentiert worden war. Aber erst durch die ungeheuren Fortschritte des letzten Jahrzehnts im Bereich der Nanotechnik und Neurobiolo-

gie und der Erforschung der Schnittstellen von *KI – Künstlicher Intelligenz* – und dem menschlichen Gehirn, konnten diese Technologien fusioniert werden, was zur Entwicklung verschiedener Formen von Gehirn-Computer-Interfaces geführt hatte, die bald auch eine direkte Verbindung des Neo-Kortex mit der Cloud erlauben würden.

Zahira hörte ihm eine Weile lang fasziniert zu, aber sie konnte sich nicht vorstellen wie so ein Chip, der ganz nebenbei auch die biometrischen Daten seiner Träger kontrollierte, funktionieren sollte. Doch noch weniger war es für sie denkbar, dass es Menschen gab, die sich so einen Chip freiwillig implantieren lassen würden.

Aber immer, wenn sie genauer nachfragen wollte, verlor Amir sich entweder in der Beschreibung so spezifischer technischer Details oder begann ihr einen endlosen Vortrag über die Möglichkeiten und Gefahren der direkten Synthese von menschlichem Nervensystem und künstlicher Intelligenz zu halten, dass ihre Gedanken abschweiften und nur eine verschwommene Vision davon zurückblieb, was er in seiner Zeit dort drüben alles gesehen und gelernt haben musste. Manchmal erschien er ihr wie ein Soldat, der aus dem Krieg heimgekehrt war, wortkarg, nicht willig über das zu sprechen, was er erlebt hatte, was ihn geprägt und verstört hatte – sein Blick, der geistesabwesend durch den Raum wanderte, als er rücklings auf dem Bett lag, sein Körper angespannt und wachsam. Erst als er ihrem Blick begegnete, der ihn in die Gegenwart zog und ihre Finger sich warm um seine schlossen, schien er wieder ihr zu gehören, in ihr Haus, in ihre gemeinsame Welt.

Doch jetzt, wo sie selbst hier war, umgeben von jener Sprache, in der er sich vier Jahre seines Lebens hatte verständigen müssen, begann sie langsam zu verstehen, wieso er unfähig gewesen war mit ihr darüber zu sprechen. Mit welchen Augen hatte er sie wohl gesehen, nach seiner Rückkehr? Nachdem die Euphorie der ersten Wochen ihrer Ehe allmählich abgeklungen war, war immer wieder das Gefühl in ihr aufgekeimt, dass sie sich bereits entfremdet hatten, bevor sie sich noch richtig kennenlernen konnten. Manchmal hatte sie sogar den Eindruck, dass er auf sie herabsah. So als wäre sie naiv und zu zerbrechlich um ihr zumuten zu können, wie die Welt dort draußen wirklich funktionierte.

3.

*„Lauf davon vor dem was bequem ist.
Vergiss die Sicherheit.
Lebe dort, wo du Angst hast zu leben.
Zerstöre deinen Ruf, sei berüchtigt.
Ich habe lang genug versucht umsichtig zu planen.
Von jetzt an, werde ich verrückt sein.“*

— Rumi

Als Hanna erwachte, war das Licht, das von draußen hereindrang, heller als sonst. Sie blinzelte, schlug die Decke zurück und sah, dass dichte Flocken vor dem Fenster durch die Luft wirbelten. Sie blickte aus dem dreiundfünfzigsten Stockwerk über den weiß bedeckten nördlichen Teil von *Downtown* und begann den Tag ungewöhnlich gut gelaunt.

Sie wies die Kaffeemaschine an, ihr einen Caffè Latte zuzubereiten und aß dazu einen rosa Donut vom Vortag. Aus der multisensorischen Unterhaltungsanlage, die unsichtbar in der Wand integriert war und jeden Raum, in dem sie sich aufhielt, automatisch beschallte, trällerte die erste Strophe eines digitalen Remakes von Bob Marleys „*It's alright*“ und sie war versucht ihren Kopf im Rhythmus zu wiegen, als die Reggae Beats plötzlich von schrillen Signaltönen unterbrochen wurden und eine anonyme Frauenstimme ertönte.

„Guten Morgen!“

Hanna bemühte sich den aufgeweichten Bissen klebriger Donut-Masse in ihrem Mund hinunterzuschlucken, doch ehe sie etwas erwidern konnte, fuhr die Frauenstimme fort:

„Dies ist eine automatisch generierte Nachricht. Es wurde festgestellt, dass sie seit exakt zwei Monaten an keinem gemeldeten Arbeitsplatz und keiner staatlich akkreditierten Ausbildungsstätte erschienen sind. Melden Sie sich unmittelbar bei der nächsten Arbeitsvermittlungsserviceeinrichtung, die ihrem Distrikt zugeordnet ist. Übertretungen des §71b Arbeitsgesetzbuch werden mit sofortiger Wirkung geahndet.“

Die Nachricht endete mit einem grauenvollen Piepton und Hanna trank den letzten Schluck ihres lauwarmen Milch- Kaffees hastig aus,

während Bob Marleys elektronisch verfremdete Stimme fortsetzte, wo sie eben unterbrochen worden war.

„*See I work for my pay. Night and Day. See I work for my pay. Night and Day. Night and Day.*“ Mit einem Mal hatte sie das Gefühl, der Song würde sie verhöhnen, während die Backgroundsänger ansetzten zu einem langgezogenen: „*No, no, no, no, no, noo, ooh, no, no, no, no, no, noo, ooh.*“

Sie zog ihren Lippenstiftstrich nach, tuschte sich eilig die Wimpern und zwängte sich in ein knappes beiges Kostüm. Während sie ihren Wintermantel überwarf, las sie auf dem blinkenden Infoscreen neben der Eingangstür die letzten Meldungen:

Global Security Force verspricht weitere Angriffe auf mutmaßliche Terroristen.

Lebensmittelpreise fallen weiter.

Schneechaos legt Drohnen-Zustellungen in Downtown lahm.

Sie fuhr mit der U-Bahn zum Arbeitsmarktservice. Das letzte Stück musste sie zu Fuß zurücklegen. Schwarze Abdrücke auf dem weißen Asphalt.

Das Klappern ihrer Absätze verfolgte sie, als sie das moderne Stahlgebäude betrat.

Ein junger Mann saß am Schalter. Er trug einen goldenen Ohrring und ein bisschen Rouge über dem glattrasierten Gesicht. Seine Augen strahlten blau, als er sie anlächelte.

„Bitte nehmen sie Platz, mal sehen was wir für sie haben.“

Sie folgte seinen Anweisungen und fragte sich insgeheim, ob er sie attraktiv finden würde. Er sah sie prüfend über den schmalen Bildschirmrand hinweg an.

„Sie sind bereits zwei Monate ohne Beschäftigung?“

Hanna nickte. Er tippte etwas ins Protokoll.

„Kündigungsgrund?“

„Langeweile.“

„Waren sie überqualifiziert?“

Hanna lachte.

„Auf jeden Fall.“

„Familienstand?“

„Noch zu haben.“

„Aha!“ Seine kleinen blauen Augen wandten sich ihr triumphierend zu.

„Ich denke, ich habe da schon was Passendes für Sie. Die Bezahlung ist ausgesprochen befriedigend, ein fixer Arbeitsplatz in *Downtown West*, flexible Arbeitszeiten, inklusive Krankenversicherung und

kostenlosem Neurophone versteht sich. Eventuell sogar Gründung einer eigenen AG, wenn sie über einen ausreichenden Kundenstamm verfügen.“

„Welches Gewerbe?“

Er zögerte für einen Moment, ehe er weitersprach und versuchte dabei bemüht nüchtern zu wirken.

„Das ehrenwerte älteste Gewerbe der Welt bietet für Frauen ihres Alters – vor allem mit Ihren Qualifikationen – wirklich noch sehr gute Aufstiegschancen.“

Sie starrte lange in seine blauen Augen, bevor sie ihre Sprache wieder fand.

„Das älteste Gewerbe?“

„Ja, Madame, das ist heutzutage ein sehr lukratives Geschäftsmodell. Sie können sogar eine einmalige Geschäftsgründungsunterstützung beantragen. Der Staat übernimmt auch die zusätzliche Versicherungsprämie. Sie müssten dafür nur hier unterschreiben.“

Er hielt ihr ein hellblaues Formular vor die Nase und lächelte ihr dabei aufmunternd zu.

Verwirrt bedankte sie sich für das Angebot und verließ durch die Glastür die Präsenz des kopfschüttelnden Mitarbeiters.

Irgendetwas war für immer in ihr zerbrochen.

Ihre Schritte waren so leise auf dem weichen Schnee, dass sie sich gar nicht mehr sicher war, ob sie überhaupt noch existierte.

Nur die Kälte gab ihr noch jene Gewissheit, aber das Leben war ihr aus den Augen geflossen.

War das wirklich sein Ernst? Hatte er ihr gerade vorgeschlagen, einen Job als Prostituierte anzunehmen? War das heutzutage wirklich ein ganz normaler Beruf? Sie erinnerte sich an die zahlreichen Diskussionen im staatlichen Fernsehen und an einige Artikel, die sie dazu überflogen hatte, ja sogar in den Lifestyle-Magazinen hatten sie etwas dazu berichtet. „Vergnügungs-Assistentinnen“ und „Bedürfnis-Pflegerinnen“ wurden sie jetzt genannt. Es sollte kein Tabu mehr für Frauen sein, solche gesellschaftlich äußerst nützlichen Dienste anzubieten. Vorbei sollten die Zeiten der Stigmatisierung dieses Gewerbes sein. Und ja, es war jetzt anscheinend auch möglich, über das Arbeitsmarktservice vermittelt zu werden.

Aus einiger Entfernung vernahm Hanna Wortfetzen, begleitet von dumpfen rhythmischen Trommelschlägen, Menschen, die etwas im Chor riefen. Sie versuchte auszumachen, aus welcher Richtung diese Geräusche kamen. Dann wurden die Stimmen deutlicher und sie sah

die Menschenmasse, die sich nach und nach auf die Hauptstraße ergoss mit Transparenten und Flugblättern.

Im Vorbeigehen hob sie ein beidseitig bedrucktes Flugblatt auf, das auf den Boden gefallen war und vom Wind über den Schnee geweht wurde.

Begreift endlich, dass der Wert eurer Arbeit nicht an den Zahlen gemessen werden kann, die auf euren digitalen Konten erscheinen. Denn euer wichtigstes Kapital ist die Zeit. Eure Lebenszeit. Seid Ihr dazu bereit, eure Stunden, Minuten und Sekunden zu verkaufen, nur damit Ihr euch etwas Luxus und Prestige leisten könnt? Wollt Ihr genauso leben wie eure Eltern und so wie euch das die Globale Einheit vorgibt? Habt Ihr sie denn je glücklich gesehen? Und wichtiger noch, habt Ihr sie jemals als freie Menschen erlebt?

Die globale Einheit kontrolliert eure Informationen und Gedanken durch Hyperkonnektivität von tief unter dem Meer bis hinauf ins Weltall. Das freie Netz ist eine Illusion.

Emotionale Resilienz ist eure wichtigste Überlebensstrategie, doch Ihr seid dabei, sie völlig zu zerstören. Denn die Erscheinungsbilder eurer Identität, die Ihr für euch selbst und für andere geschaffen habt und in euren Social-News-Accounts stolz vor euch hertragt, haben euch vergessen lassen, wer Ihr seid und welches Potential in euch steckt.

Je mehr Ihr euch vernetzt habt, desto einsamer seid Ihr geworden.

Eure Isolation verhindert Solidarität und Empathie und schwächt den Widerstand.

*Widersetzt euch dem Gedankenkrieg!
Klinkt euch aus, aus dem System!
Kommuniziert wieder analog!*

Die Basis

Sie las den Text langsam zu Ende.

War das ein politisches Manifest? *Die Basis*? Sie erinnerte sich, diesen Begriff schon einmal gehört zu haben. Eine Protest-Bewegung, die sich gegen die zunehmende Digitalisierung und die verschärften Kontrollmaßnahmen der *Globalen Einheit* richtete.

Sie musterte die Menschen, die an ihr vorüberzogen und versuchte zu entziffern, was auf ihren Transparenten geschrieben stand.

„Resist digitalization in all forms!“ stand in fetten schwarzen Druckbuchstaben auf rotem Untergrund. Jemand rief etwas in ein Megaphon. Außer einem gewaltigen Krächzen konnte sie nichts verstehen.

Die Menge schien friedlich, aber dennoch bestimmt. Einige der Demonstranten sahen aus wie Studenten. Gewöhnliche junge Menschen, aber ihre Kleidung wirkte altmodisch wie aus dem Second-Hand-Laden ihrer Mutter. Einige Männer, die Kinder auf ihren Schultern trugen. Junge Frauen, ganz ohne Make-up. Manche schoben Kinderwägen vor sich her. Als sie näher herantrat, sah sie, dass einige Frauen ihr Haar mit Tüchern oder einem Turban bedeckt hatten und manche der Männer dichte Bärte trugen.

Sie las noch einmal nachdenklich die ersten Zeilen des Flugblattes. Die Erinnerungen an jenen Tag im Herbst wurden plötzlich wieder lebendig, als sie dieser inneren Stimme gefolgt war und sich dazu entschlossen hatte, nicht mehr zur Arbeit zu gehen. Aber sie hatte damals nicht an die Konsequenzen gedacht, die sich nun wie ein immer länger werdender Schatten über ihrem Leben ausbreiteten. Und auch wenn sie es gerne als einen Akt des Widerstandes gesehen hätte, so war sie sich nicht sicher, ob sie doch einfach nur vor etwas davongelaufen war. Wohin hatte sie diese Entscheidung denn letztlich geführt?

Aber dann tauchten wieder jene überirdisch anmutenden, leuchtenden Augen in diesem ebenmäßigen dunklen Gesicht vor ihr auf und sie entsann sich der Stimme und dem heißen Tee, der ihre Zunge verbrannt hatte. All das hatte sie in ihren Träumen verfolgt. Manchmal war sie weinend erwacht – suchend in der Dunkelheit nach jener Stimme, jenen Augen.

Der kleine Zug von Menschen passierte sie nun direkt und sie begann fieberhaft in den Gesichtern zu suchen. Es war absurd. Wieso sollte sie jene Augen gerade unter dieser Gruppe wiederfinden. Bestimmt gab es tausende von diesen Menschen in der Stadt. Dennoch schlug ihr Herz einen Tick schneller, als sie die Gesichter musterte und erstaunt feststellte, welche Intensität ihr dabei entgegenschlug. Der Schneefall hatte nachgelassen. Einige Sonnenstrahlen brachen durch die Wolkendecke. Die Menge war beinahe vorübergezogen und eine sanfte Enttäuschung begann in ihr zu entflammen.

Doch da zog eine Person ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine junge Frau, die etwas abseits der Gruppe ging. Ihre Hände waren tief in ihren Manteltaschen vergraben. Ihr Gesicht wirkte verträumt, den spärlichen Sonnenstrahlen entgegengestreckt. Hanna wusste nicht genau, was sie am Anblick dieser jungen Frau fesselte. Sie schien etliche Jahre jünger als sie selbst zu sein, aber irgendetwas an ihrem Gesichtsausdruck ließ sie alt und beinahe weise erscheinen. Während Hanna der jungen Frau nachblickte, wandte sich diese überraschend um, sah sie direkt an und lächelte.

*„Viele Menschen sah ich,
auf deren Leibern kaum Kleider waren.
Und viele Kleider sah ich,
in denen keine Menschen waren.“*

— Rumi

Alle Töne waren gedämpft. Die ganze Stadt klang anders. Die dichten Kristalle, die eigentlich durchsichtig waren, aber weiß erschienen, fielen vom Himmel, wie Millionen von sanften Küssen und machten die abertausenden Schritte der Menschen leise. Zahira steckte ihre Hände tiefer in die Manteltaschen und sog den Duft des frischgefallenen Schnees ein. Das Fasten machte ihren Körper kühl und langsam. Alle Wahrnehmungen schienen tiefer in sie hinein zu gehen. Sie beobachtete die Frauen, wie sie sich in hochhakigen Schuhen und eleganten Membranstiefeln, in denen ihre langen Beine deutlich zur Geltung kamen, durch das morgendliche Schneechaos kämpften. Sie wirkten dabei zwar gehetzt, aber irgendwie auch selbstbewusst und unabhängig. Ihre Stärke war dabei aber in keiner Weise zu vergleichen mit der körperlichen Ausdauer oder der psychischen Belastbarkeit jener stämmigen älteren Frauen, jener Mütter, Tanten und Großmütter, von denen sie ihr Leben lang umgeben gewesen war. Frauen, die allen Schicksalsschlägen zum Trotz, ihren Humor niemals verloren hatten und bis zum letzten Atemzug aufopferungsvoll für alle sorgten, die sie benötigten. Die Frauen, die hier die Straßen mit energischen Schritten entlangliefen erinnerten sie eher an

Raubkatzen, immer auf der Lauer, immer auf Ausschau nach potentieller Beute, getrieben, aber dabei optimiert und elegant.

Auf den Straßen begann ein Verkehrschaos zu entstehen. Die Gesichter der Menschen waren verzerrt und ärgerlich. Nur ein Kind lief verzückt den fallenden Flocken nach und versuchte sie mit seiner Zunge aufzufangen, doch sofort war ein Erwachsener zur Stelle, der die Spielereien des Kindes unterbrach und es zum Weitergehen aufforderte.

Zahira hatte begonnen im Laden ihres Onkels auszuhelfen. Sie war ihm dankbar für diese Tätigkeit. Ihre Tage folgten allmählich einem fixen Ablauf und mit jeder Stunde, die sie dort zubrachte, verwebten sich die Erfahrungen in diesem Land mehr und mehr zu einem soliden Muster, einem sich ständig ausdehnenden Stück Boden, der ihr Halt gab und ihr Bewegungsfreiheit ermöglichte. Zunächst half sie nur hinten im Lager, aber bald auch vorne im Verkauf. Die Kassa, die sie im Laden benutzten, war wortwörtlich ein Relikt aus dem vorigen Jahrhundert. Baqir schien eine besondere Vorliebe für antiquierte Gegenstände zu besitzen und kultivierte deren Gebrauch in seinem Laden. Selbst die Ein- und Ausnahmen verzeichnete er noch in einem dicken linierten Kassabuch und er war stolz darauf.

„Wir verkaufen noch richtige Lebensmittel, keine genmanipulierte Mikro-Nahrung“, sagte er und dann lachte er so tief, dass sein ganzer Körper zu vibrieren schien und strich sich zufrieden über seinen Schnurrbart.

Doch aus den Gesprächen, die sie manchmal zwischen ihm und seinem Sohn Kassim verfolgt hatte, verstand Zahira, dass es zunehmend schwieriger wurde, natürliche Lebensmittel einzukaufen und die Zulieferer häufig über Engpässe in der Versorgung klagten. Ihr Onkel wies sie dazu an, das frische Obst mit besonderer Sorgfalt zu behandeln. Zahira hatte die staubigen Auslagen des Geschäftes gründlich geputzt und damit begonnen verschiedene Obstsorten direkt hinter der Scheibe in Pyramiden aufzuschichten, denn es waren vor allem diese Waren, die auch die autochthone Bevölkerung anlockten. In letzter Zeit kamen immer öfter junge Leute in den Laden, Frauen mit kleinen Kindern, die sich nur vegan ernährten und Studenten, die sich vermehrt in dieser Gegend der Stadt angesiedelt hatten, da die Mieten hier wesentlich günstiger waren als in den modernen Wohnbezirken im Norden der Stadt. Onkel Baqir sprach oft mit ihr über diese Entwicklungen und versuchte ihr die demographische Struktur der Stadt zu erklären – die Teilung zwischen Nord und Süd, die neu entstandenen Vororte und die teuren Wohngegen-

den, die als Vorzeigeprojekte urbaner Digitalisierung galten, und die alten Bezirke, die beinahe ausschließlich von Migranten, Geflüchteten und neuerdings auch von Studenten bewohnt wurden.

Zahira war noch nie im Norden der Stadt gewesen und konnte sich wenig darunter vorstellen, wie die neuen Technologien das Leben der Menschen dort beeinflussten. Aber Amirs Beschreibungen kamen ihr immer wieder in den Sinn. Er hatte es digitale Apartheid genannt – die vollkommen verwahrloste Infrastruktur im Süden und die sterile Sauberkeit des Nordens. Auch seine Universität war im Norden der Stadt gelegen und er hatte jeden Tag hinüber pendeln müssen, einen Prozess, den er ihr gegenüber gerne als Zeitreise beschrieben hatte. Auch Baqir schien darum bemüht, immer am neuesten Stand der Entwicklungen zu bleiben, selbst wenn er die neuen Technologien ganz bewusst ablehnte.

Er war ein pragmatischer Geschäftsmann und überlegte in Immobilien zu investieren, solange die Grundstückspreise in diesem Bezirk noch so niedrig waren.

Deswegen schien er in letzter Zeit auch immer öfter unterwegs zu sein und überließ Kassim und ihr die Arbeit im Laden.

Wenn Kassim nicht an der Universität war, verbrachte er die meiste Zeit entweder in der Bibliothek oder im Geschäft.

Er konnte stundenlang beinahe reglos hinter dem Verkaufstresen sitzen, seinen Kopf dicht über ein Buch gebeugt und jedes Mal irritiert, wenn die kleine Glocke über der Tür schrillte, um einen Kunden anzukündigen.

Wenn keine Kundschaft im Laden war und Zahira nichts anderes zu tun hatte, verkroch sie sich manchmal hinten im Lager, wo sie sich aus einer alten Bananenkiste eine Sitzgelegenheit geschaffen hatte. Dort stand auch der silbern glänzende Samowar, der an manchen Stellen schon eine dunkle Patina angesetzt hatte. Sie machte sich ein Ritual daraus, bei einer Tasse schwarz dampfendem Tee mit drei Stück Zucker eine alte Ausgabe eines Frauen-Magazins zu studieren, das einmal als Unterlage für eine Kiste Granatäpfel gedient hatte.

Das fleckig gewordene Hochglanz-Cover zeigte eine in die Jahre gekommene Frau mit strahlendem Teint und bauchfreiem Shirt, die für irgendetwas warb, auch wenn Zahira nicht enträtseln konnte für welches Produkt.

Obwohl sie die Texte des Magazins nicht verstand, zog sie etwas an den Fotos und den bunten Titelüberschriften magisch an. Das Heft schien ihr wie ein geheimnisvoller Wegweiser, um jene Welt und vor allem die Frauen, die sie bevölkerten, besser verstehen zu können.

Wenn Sie vorne im Laden war, bemühte sich Zahira jedes Mal genau zuzuhören, wenn Kassim mit den Kunden einige Phrasen wechselte. Es fiel ihr leicht, sich die Wortfetzen zu merken und es machte ihr Spaß, diese später in ihrem Zimmer heimlich zu erproben. Sie fühlte sich dabei wie eine Schauspielerin in einer fremden Rolle, die sie vor dem halberblindeten Spiegel einübte.

Das erste Mal, als Kassim ihr das Geschäft allein überließ, weil er dringend noch ein Buch zurückgeben wollte, warf er ihr einen so sorgenvollen Blick zu, dass sie lachen musste.

Sie musste ihm beteuern, dass sie schon zurechtkommen würde, und als er wiederkam, nickte sie ihm stolz zu.

Doch im Gegensatz zu seinem Sohn, schien Onkel Baqir keineswegs um sie besorgt zu sein oder sich darum zu kümmern, ob sie allein zurechtkommen würde, als er sie am Morgen losschickte, mit dem Auftrag aus einer speziellen Papier- und Buchwarenhandlung auf der Hauptstraße einige Kassarollen und Etiketten zu besorgen.

Beinahe kränkte sie diese mangelnde Fürsorge, aber sie hatte schnell begriffen, dass auch Baqirs Frau und seine Tochter Amal mit derselben Selbstverständlichkeit das Haus verließen und ihrer Wege gingen, ohne dass jemand danach fragte wohin und wann sie wiederkommen würden.

Als sie nun zum ersten Mal ganz allein die Straße hinunterging und sich bemühte, der Wegbeschreibung zur Papierhandlung genau zu folgen, die ihr Baqir mit breiten Handbewegungen vermittelt hatte, empfand sie eine erfrischende Art von Neugierde.

Das Gefühl allein zu sein erdrückte sie mit einem Mal nicht mehr, sondern schien sie zu beflügeln.

BAA

ب

4.

*„Gott ist allmächtig und voll Mitleid,
doch wenn du Gerste anbaust,
hoffe bei der Ernte nicht auf Weizen.“*

— Rumi

Als sie an diesem Morgen erwachte, war sie unbekleidet und ihr Kopf schmerzte.

Neben ihr lag ein Mann, den sie noch nie zuvor gesehen hatte, zumindest konnte sie sich nicht mehr daran erinnern. Er schnarchte mit halbgeöffnetem Mund und hatte den Ansatz eines Bierbauches. Leise schlug sie die Bettdecke zurück und sah sich in dem fremden Raum um. Er war spärlich und modern eingerichtet und wirkte steril wie ein anonymes Hotelzimmer. Hanna entdeckte einige ihrer Kleidungsstücke über den Fußboden verteilt. Sie beeilte sich, diese einzusammeln und begann sich hastig anzukleiden. Ihre Handtasche lag auf einem Tisch in einer Ecke des Zimmers. Wo war sie gestern gewesen? Was hatte sie getan? Hatte sie etwas zu sich genommen? Sie wagte nicht, den tief schlafenden Mann noch einmal anzusehen und scannte stattdessen eilig den Raum nach ihren verbliebenen Kleidungsstücken und persönlichen Gegenständen. Sie fixierte ihr ungekämmtes langes Haar mit ihrer metallenen Haarspange, die sie auf dem grauen Teppichboden vorgefunden hatte, und suchte eine Weile lang nach ihrem Mantel. Sie fand den dünnen Trenchcoat schließlich achtlos über einen Sessel geworfen und zog ihn sich über. Dann schlich sie aus dem Zimmer und ließ leise die Tür hinter sich ins Schloss fallen. Sie trat auf einen langen Korridor hinaus, der nach Desinfektionsmittel roch, und von dem ausgehend viele nummerierte Türen in wohl identische Zimmer führten. Sie fand eine Aufzugtür, die sich augenblicklich für sie öffnete. Durch die Lobby des Hotels hindurch gelangte sie ins Freie und spürte einen Anflug von Erleichterung, als sie dort die schneidend kalte, klare Luft empfing. Mit jedem Schritt ihrer hohen Absätze auf dem harten Asphalt, pochte

der dumpfe Schmerz in ihren Schläfen und ihr wurde schnell bewusst, dass ihr Mantel viel zu dünn für diese Jahreszeit war. Fröstelnd sah sie sich um. Sie hatte keine Ahnung in welcher Gegend der Stadt sie sich hier befand. Keine U-Bahnstation, kein Taxi und keine E-Shuttles waren weit und breit zu sehen. Nicht einmal Drohnen zogen ihre gewohnten Bahnen tief über dem Himmel. Sie kramte in ihrer Handtasche nach ihrem Smartphone, aber es befand sich nichts darin, außer ihrem Make-up-Beutel, einer zerknüllten Serviette und ihrem Personalausweis. Sie fluchte leise. Wo waren ihr Phone und ihre Karten? Der Wind schnitt eisig um ihre Beine, die nur von einer dünnen durchscheinenden Strumpfhose bedeckt waren. Eine Szene in einem Club tauchte vor ihren Augen auf. Suris Gesicht, merkwürdig verzerrt, während sie ekstatisch tanzte. Sie versuchte sich zu konzentrieren und lief einige Meter die Straße hinunter in der Hoffnung irgendeinen Hinweis zu finden, der ihr erlauben würde, sich zu orientieren. An einer Straßenkreuzung gelegen, entdeckte sie einen kleinen Laden, in dessen Auslage sich frisches Obst und runde sesambedeckte Brotlaibe türmten. Einige Schneeflocken fielen vom Himmel und ließen sich auf ihren Haaren nieder. Sie überlegte kein zweites Mal und folgte ihrem Instinkt, vor der klirrenden Kälte Zuflucht zu suchen. Als sie den Laden betrat, ertönte eine kleine altmodische Glocke über der Tür, die den Inhaber wohl über ankommende Kundschaft in Kenntnis setzen sollte.

Sie sah sich verstohlen um. Es roch intensiv nach Orangen, frischem Brot und einem Gewürz, das sie an den Tag auf dem belebten Markt erinnerte. Hinter dem Verkaufstresen saß ein junger Mann, der in die Lektüre eines Buches vertieft zu sein schien. Er trug einen gepflegten, kurzen Vollbart und auf seinem Kopf türmte sich ein Meer aus schwarzen dichten Locken. Trotz der Glocke schien er ihre Anwesenheit gar nicht bemerkt zu haben, denn erst als sie ihn ansprach, wandte er den Blick von seinem Buch ab und sah zu ihr hoch. Er schenkte ihr ein helles, wohlgeformtes Lächeln.

„Bitteschön, Madame, wie kann ich ihnen helfen?“, sagte er mit einem kaum merklichen und schwer zu definierendem Akzent, der wohl von dem Dialekt herrühren musste, der in diesem Viertel der Stadt gesprochen wurde.

„Haben sie auch irgendetwas Warmes? Tee oder Kaffee vielleicht?“, fragte Hanna und rieb ihre erfrorenen Hände aneinander. Der junge Mann hob seine Augenbrauen.

„Also eigentlich sind wir kein Kaffeehaus –“, begann er und schien einen Moment lang zu überlegen, wie er auf ihre ungewöhnliche Anfrage reagieren sollte.

„Aber ich kann Ihnen natürlich trotzdem einen Tee bringen, wenn Sie möchten“, setzte er schließlich fort und betrachtete sie für einen Moment, als ob er sie nun zum ersten Mal überhaupt wahrnehmen würde. Sie lächelte ihm zu. Er sah sich um und bot ihr an, auf einer leeren Bananenkiste Platz zu nehmen, die umgestülpt neben den langen Regalen mit Konserven, getrockneten Bohnen, Linsen und Reissäcken stand und wahrscheinlich als eine Art Leiter benutzt wurde. Sie setzte sich, während er für einen Moment in einem Hinterzimmer verschwand und sie hörte, wie er dort mit Gläsern hantierte. Kurz darauf erschien er wieder mit einem sanduhrförmigen Glas auf einem kleinen Untersetzer, gefüllt mit dampfend heißem Tee, der dunkelrot schimmerte. Dazu brachte er ihr einen kleinen Löffel und zwei Stück Würfelzucker. Sie bedankte sich, wärmte ihre kalten Finger am heißen Teeglas und nahm schnell einen Schluck, der ihr sogleich die Zunge verbrannte. Einen Moment lang herrschte verlegenes Schweigen. Das einzige Geräusch, das zu hören war, war das Klirren ihres Löffels, als sie den Zucker im Glas umrührte. Sie schlug ihre Beine übereinander und kam sich völlig deplatziert vor.

„Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich mich hier befinde?“, fragte sie schließlich und rieb dabei ihre schmerzende Zunge gegen ihre unteren Schneidezähne. „Ich fürchte, ich habe mich verlaufen. Ich kenne diese Gegend der Stadt überhaupt nicht“, fügte sie verlegen hinzu und schob dabei eine Strähne ihrer widerspenstigen roten Locken, die sich aus der Spange gelöst hatte, hinter ihr Ohr.

Der junge Mann musterte sie einen Augenblick lang, als versuchte er einzuschätzen, aus welchem Viertel der Stadt sie kam, bevor er seine dunklen Wimpern niederschlug.

„Sie befinden sich im südlichen Bezirk. Es fährt hier in der Nähe ein öffentlicher Bus bis zur Zentralstation. Aber bis zur Haltestelle sind es ungefähr zehn Minuten zu Fuß.“

Sie nickte nachdenklich.

Der südliche Bezirk.

Wie war sie nur hier gelandet? Das waren fast zwei Stunden von ihrem Apartment im Norden entfernt, selbst mit dem Taxi. Und sie war sich akut bewusst, dass sie weder ihr Smartphone, noch ein anderes Zahlungsmittel bei sich hatte. Selbstfahrende Taxis funktionierten sowieso nur in Verbindung mit einem Neurophone und Fahrer-Taxis waren teuer, vor allem über eine so weite Strecke im Morgenverkehr.

Es war dennoch die einzige Option. Sie würde den Fahrer einfach bitten müssen zu warten, bis sie das Fahrtentgelt aus ihrem Apartment geholt hatte.

„Könnten Sie mir vielleicht ein Taxi rufen?“ fragte sie.

Der junge Mann zog daraufhin ein Smartphone aus der Gesäßtasche seiner locker sitzenden Jeans und ihr wurde plötzlich bewusst, wie sie ihn dabei beobachtete. Beschämt wandte sie ihren Blick ab und fixierte eine sorgfältig gestapelte Pyramide von gelben und roten Äpfeln. In dem Moment ertönte die Glocke über der Ladentür erneut. Ein etwas untersetzter Mann mit dichtem Schnauzbart und ergrauten Locken stürmte wild gestikulierend herein.

„Ya Kassim!“, rief er aufgebracht und dann folgte ein Schwall von Worten in einer ihr unbekanntem Sprache, die allerdings nicht besonders freundlich klangen.

Der junge Mann schien eben etwas zu seiner Verteidigung entgegen zu wollen, als der ältere Herr bemerkte, dass sie nicht allein waren. Er schien sich bei dem jungen Mann nach der Fremden, die auf der Bananenkiste Platz genommen hatte zu erkundigen und deutete in ihre Richtung. Der junge Mann antwortete ihm etwas in ein paar knappen Worten. Schlagartig änderte sich die Miene des älteren Mannes. Er wandte sich ihr zu und grüßte sie höflich.

„Mein Sohn Kassim sagt mir, Sie haben sich in unserer Gegend verirrt? Ich hoffe, er hat Sie zu ihrer Zufriedenheit behandelt. Der Fremde ist unser Gast!“

Sie errötete leicht, verlegen über seine eigenartige Ausdrucksweise, aber nickte bestätigend und warf dem jungen Mann, den er als seinen Sohn bezeichnet hatte, ein etwas zu herzliches Lächeln zu. Sie bemühte sich vergeblich, ihn nicht attraktiv zu finden.

Hanna empfand Erleichterung, als sie das Hupen des wartenden Taxis vor der Tür wahrnahm. Sie war beschämt, dass sie den Ladenbesitzer nicht einmal für den Tee und die Unannehmlichkeiten entschädigen konnte, auch wenn niemand etwas von ihr verlangt hatte. Kassim begleitete sie bis zum Taxi, öffnete ihr die Tür und rief dem Fahrer etwas in derselben Sprache zu, in der er zuvor mit seinem Vater kommuniziert hatte. Sie wollte sich nochmals bei ihm bedanken, doch er hatte die Tür bereits sanft hinter ihr geschlossen und als sie sich nach ihm umsah, während sich das Taxi bereits in Bewegung gesetzt hatte, sah sie ihn mit einer verabschiedenden Geste mit seiner rechten Hand über sein Herz gelegt in der Ferne verschwinden. Ihr Herz schien mit einem Mal erfüllt von einer wunderschönen Wärme und sie versuchte, das aufkeimende Gefühl in ihrer Magengrube zu unterdrücken, das sie wohl auf eine baldig aufstei-

gende Übelkeit hinweisen wollte. Sie lehnte ihren heiß pochenden Kopf gegen die kühle Scheibe und versuchte sich nochmals zu entsinnen, was am gestrigen Abend geschehen war. Ohne ihr Smartphone fühlte sie sich ohnmächtig. Sie hätte gerne Suri angerufen oder die Navigation aktiviert, um nachzuprüfen an welchen Orten sie sich gestern befunden hatte. Sie wünschte in diesem Moment, sie hätte doch in ein Neurophone investiert und sich den Chip implantieren lassen, wie der Mann im *i-Shop* es ihr geraten hatte. Sie machte sich eine mentale Notiz, gleich für nächste Woche einen Termin reservieren zu lassen.

Als sie leicht schwankend ihr Apartment betrat und die Türe sich automatisch hinter ihr schloss, musste sie sich augenblicklich übergeben. Sie lehnte sich für einen Moment an die kühle, selbstreinigende Badezimmerwand und schwor sich nie wieder das zu tun, was sie letzte Nacht getan haben musste. Sie raffte sich auf, nahm zwei Schmerztabletten mit einem großen Glas destilliertem Wasser ein und ließ sich erschöpft in die weichen Kissen ihres Bettes fallen, wo sie beinahe sofort in einen tiefen Schlaf fiel. Doch noch kurz bevor sie in die traumlose Welt hinüberglitt, sah sie wieder das Gesicht vor sich. Die leuchtenden Augen des unbekanntes Mannes in dem Kellerraum und dann Kassims Gesicht und seine Geste mit der rechten Hand über seinem Herzen.

5.

*„Geh weiter, obwohl es keinen Ort gibt,
an den du gelangen kannst.
Versuche nicht die Entfernung zu durchschauen.
Dafür ist der Mensch nicht gemacht.
Bewege dich nach innen,
aber bewege dich nicht so,
wie die Angst dich bewegt.“*

— Rumi

Sie saß in Amals Zimmer und betrachtete die Bilder an den Wänden. Da war das Poster eines jungen arabischen Popstars, eine historische schwarz-weiß Aufnahme von Malcolm X und gleich daneben das Bild eines legendären libanesischen Widerstandskämpfers. Ein schmales Bücherregal zierte eine Wand des Zimmers. Hauptsächlich befanden sich darin einschlägige Fachbücher über Soziologie und Politikwissenschaften, Amals Studienschwerpunkte, und daneben einige Bücher von Gelehrten in arabischer und englischer Sprache und eine zerlesene Ausgabe des Buches. Amals Zimmer war in einem zarten Lavendelton gestrichen und die Tagesdecke, auf der Zahira gerade Platz genommen hatte, wies die gleiche mädchenhafte Farbe auf. Amal hatte versprochen, ihr dabei zu helfen, einen Platz in einem der kostengünstigen Englischkurse für Geflüchtete und Asylwerber zu besorgen, die an ihrer Universität angeboten wurden. Sie musste jetzt nur noch die Formalitäten erledigen und sich online registrieren lassen.

Amal trug riesige goldene Ohrringe, zwei Kreise ineinander, die bei jeder Bewegung ihres Kopfes aneinander klirrten. Ihre dunklen Locken waren nur durch einen Bleistift befestigt auf ihrem Hinterkopf aufgetürmt. Sie tippte eifrig auf ihrem Notebook und tat dabei mindestens drei Dinge gleichzeitig, wie Zahira bewundernd feststellte. Dann schnalzte Amal triumphierend mit der Zunge.

„So, fertig! Du bist jetzt eingeloggt. Morgen beginnt dein Kurs“, sagte sie, ohne sich nach Zahira umzusehen und tippte währenddessen eine Nachricht über ein interaktives soziales Netzwerk, dessen Signaltöne Amal ständig zu begleiten schienen, als ob sie in einer Wolke aus Informationen über die Erde wandeln würde. Dann hielt sie kurz inne, als hätte sie etwas vergessen. Sie musterte Zahira kurz prüfend. „Jemand sollte dich wohl begleiten. Ich habe ein Seminar in der Früh, vielleicht kann ich dich dann einfach mitnehmen.“

Zahira nickte stumm. Sie hasste es, von allen wie ein Kind behandelt zu werden. Aber wenn sie die Sprache erst einmal beherrschen würde, dann würde sich das schnell ändern, dachte sie und war froh, diesen Entschluss gefasst zu haben. Es war etwas Greifbares, das ihre brütende Sehnsucht nach ihrem alten Leben für den Moment erträglicher zu machen schien. Sie hatte immer noch das Gefühl, dass ihr Aufenthalt hier nur vorübergehend sein würde, dass Amir sie zurückholen würde in ihr gemeinsames Haus. Sein Gesicht erschien deutlich vor ihr, wenn sie ihre Augen schloss, und sie prüfte das Bild in ihrem Gedächtnis jeden Tag. Sie war fest dazu entschlossen, es nicht zu vergessen, auch wenn die vielen neuen Eindrücke, denen sie jeden Tag ausgesetzt war, das Bild drohten zu überlagern wie statischer Nebel. An diesem Abend versuchte sie früh schlafen zu gehen, aber die Ungewissheit und Neugierde vor dem, was vor ihr lag, ließen sie in einen unruhigen oberflächlichen Schlaf fallen.

Vor ihr tauchte eine Reihe von Männern auf. Ältere und jüngere, manche von ihnen waren beinahe noch Kinder. Sie sahen abgemagert aus. Die Männer standen aufgereiht wie Dominosteine und schaufelten einen Graben, der sich bis zum Horizont erstreckte. Dann traten Soldaten hinter sie und begannen zu schießen. Die Männer fielen der Reihe nach, einige wurden auch gestoßen. Dann kamen Bulldozer und schoben Erde über die Gräber. Sie hörte die Männer schreien, die noch am Leben waren und bei lebendigem Leibe begraben wurden.

Sie erwachte im Dunklen. Amirs Gesicht erschien vor ihr. Er lächelte voller Zuversicht. Sie zitterte und suchte an der kalten Wand nach dem Schalter der Nachtlampe. Das spärliche Licht warf Schatten an die Decke. Sie wiegte sich selbst hin und her und rief Ihn. Sie flüsterte, als wäre Er ganz nahe bei ihr. Sie klammerte sich an Ihn, um nicht zu versinken. Und Er trug sie, als der Schmerz ihr den Atem nahm. Als das Morgengrauen anbrach, erhob sie sich aus ihrem kalten Bett, wusch sich und verrichtete das Gebet, dann kleidete sie sich an und ging die Treppen hinauf, hinaus in die Welt.

„Zahira Nizam!“

Sie schrak zusammen, als ihr Name mit entfremdendem Akzent vor lauter Unbekannten aufgerufen wurde und hob stumm die Hand. Die Lehrerin ließ einen Blick über die Klasse schweifen und machte tonlos einen Haken neben dem Namen auf ihrer Liste.

Sie hatte schon eine ganze Weile an ihrem Tisch nahe dem Fenster gesessen und die Menschen auf der Straße beobachtet, als sie Suri entdeckte, die gerade aus einem Taxi gestiegen war und mit einer Hand ihr Haar glättete, während sie mit der anderen in ihrer winzigen Designer-Handtasche nach etwas kramte und dann mit ausgestrecktem Handgelenk eine Zahlungstransaktion durchführte. Als Suri den Coffeeshop betrat und sich suchend umsah, winkte Hanna ihr zu.

Suri hauchte ihr zwei Küsse auf die Wangen und eine Woge ihres blumigen Parfums benebelte sie für einen Augenblick. Suri war eine zartgebaute Person mit katzenartigen grauen Augen und glatten dunklen Haaren, die in Kinnlänge geschnitten ihr Gesicht wie einen Helm umschlossen. Sie strahlte Eleganz aus und versprühte ein energisches Selbstbewusstsein, das die Menschen in ihrer Umgebung dazu bewog widerstandslos zu tun, wonach sie verlangte. Sofort hatte sie die Aufmerksamkeit des jungen Kellners auf sich gezogen, der ihr nur einen Augenblick später eine Latte Macchiato mit einem Herz aus Karamellsirup auf ihrem Milchschaum servierte, und nebenbei auch vor Hanna einen laktosefreien Frappuccino auf dem Tisch deponierte.

Suri reckte neugierig ihr Kinn vor.

„Also, was ist noch passiert?“

„Das wollte ich ja dich fragen. Ich habe absolut null Erinnerung, was an dem Abend passiert ist.“

Suri begann zu lachen.

„Also hat das Zeug doch gewirkt?“

„Was für Zeug? Was meinst du?“

Suri warf ihr einen verschwörerischen Blick zu.

„Na komm schon Hanna, du weißt doch, wovon ich spreche.“

Ihre Wangen wurden feuerrot. Hatte sie irgendwelche Pillen genommen? Sie fühlte sich zurückversetzt in die siebente Klasse, in die Gegenwart ihrer „Freundinnen“, die ihr zum Geburtstag Haschisch-

kuchen geschenkt hatten, ohne sie über die Inhaltsstoffe in Kenntnis zu setzen.

„Außerdem dachte ich, dass dir der Typ gefallen hat. Also du hast ja nicht gerade abgeneigt gewirkt.“

„Was für ein Typ?“

„Keine Ahnung, so ein Typ in der Bar eben. Glaub mir, er hat deinen Rundungen mehr Beachtung geschenkt als all den Drinks, die er dir spendiert hat.“

„Alles was ich weiß ist, dass ich am nächsten Tag neben jemandem aufgewacht bin, den ich noch nie gesehen habe und keine Ahnung hatte, wo ich war und wie ich dorthin gekommen bin“, entgegnete Hanna mit gesenkter Stimme.

„Siehst du, genau so etwas hast du doch mal gebraucht“, erwiderte Suri grinsend und nahm einen Schluck ihrer Latte Macchiato, wobei etwas Milchschaum an ihrer Oberlippe haften blieb. Hanna wusste nicht, was sie entgegnen sollte. Sie konnte nicht einmal wütend sein. Wieso war sie auch mit Suri ausgegangen? Sie sackte in ihrem Sessel zurück und betrachtete Suri eindringlich. Sie hatten sich während des Studiums kennengelernt. Mittlerweile unterrichtete Suri an der Universität, während Hanna arbeitslos war, auch wenn sie es Suri gegenüber noch nicht erwähnt hatte. Suri amüsierte sich jedes Wochenende mit anderen Männern und gelegentlich auch Frauen, während sich Hanna lieber zu Hause verkroch und sich alte Serien ansah, in denen Menschen sich noch verliebten, heirateten und zusammen Kinder großzogen. Suri tätschelte in einer unerwartet fürsorglichen Geste ihre Hand und fuhr mit sanfter Stimme fort: „Weißt du, es ist ok auszugehen und Spaß zu haben. Ich weiß echt nicht, wieso du dich deswegen so fertig machst. Vielleicht solltest du mal eine Therapie machen. Ich habe da von einer ganz tollen Ärztin gehört. Sie macht auch so Rückführungssachen –“

Hanna starrte sie irritiert an, doch Suri schien dies nicht einmal aufzufallen, stattdessen setzte sie nahtlos fort: „Ich meine, das hat doch sicher was mit deiner Mutter zu tun, dass du immer so –“, sie schien mit ihrem Zeigfinger in der Luft nach Worten zu suchen, „neurotisch bist.“

Hanna schluckte den momentanen Ärger, der in ihr aufstieg hinunter. Stattdessen stiegen ihr Tränen in die Augen.

Vielleicht hatte Suri wirklich recht.

In letzter Zeit war sie so durcheinander. Die kleinsten Sachen brachten sie bereits zum Weinen.

„Ok, vielleicht kannst du mir ja mal die Nummer geben“, sagte sie resignierend.

Suri lächelte versöhnlich.

„Wenn du willst, mach ich dir einen Termin aus, Schätzchen.“

Suri löffelte den restlichen Milchschaum aus ihrem Glas und scannte mit aufmerksamen Augen den Raum nach attraktiven Menschen. Dann seufzte sie.

„Also weißt du, der neue Kurs, den ich unterrichten muss – “

Hanna versuchte den Worten ihrer Freundin zu folgen, auch wenn es ihr schwerfiel.

„Es ist so ein offenes Modul, das sie jetzt an der Uni anbieten – Englisch für Ausländer. Da sitzen Leute drin, das würdest du nicht glauben. Nicht nur, dass man ihre Namen nicht aussprechen kann, aber manchmal kommt mir vor, die leben auf einem ganz anderen Planeten.“

Hanna begann an ihren Nägeln zu kauen, eine Eigenschaft, von der sie gedacht hatte, dass sie sie überwunden hätte.

„Ich meine, ihre Vorstellungen und wie sie leben. Ich weiß nicht, wie ich es ausgehalten hätte, wenn ich in einem von ihren Ländern aufgewachsen wäre. Das ganze Leben so vor-programmiert, nur fixiert darauf Kinder zu bekommen und immer nur mit einem einzigen Typen zusammenzuleben. Und als Frau hast du da sowieso gar nichts zu melden.“

Suri schien jemanden im Raum bemerkt zu haben, der ihrer Aufmerksamkeit wert war und warf ein verführerisches Lächeln in jene Richtung. Hanna fühlte sich wie in einer Wolke. Suris Worte drangen nur gedämpft zu ihr durch. Sie tastete nach ihrer Kaffeetasse und hielt sich daran fest. Sie versuchte gegen eine hochsteigende Übelkeit anzukämpfen und wünschte sich augenblicklich woanders zu sein. Sie wollte fort von hier, von diesen Menschen, dieser Welt aus Plastik und künstlichem Lächeln.

„...auf einem ganz anderen Planeten...“

Suris Worte hallten in ihren Ohren nach und sie spürte wieder jene Wärme in ihrem Bauch hochsteigen, die ihr das trügerische Gefühl von Geborgenheit vermittelte. Sie stemmte sich hoch und schaffte es im letzten Augenblick noch auf die Toilette des Coffeeshops, wo sie sich erbrach, bis ihr Tränen in die Augen stiegen. Suri stand plötzlich neben ihr, reichte ihr ein Taschentuch und strich sanft eine Strähne von Hannas rotblonden Haaren aus ihrem Gesicht.

„Ich glaube, ich mach dir gleich heute noch einen Termin bei Doktor Reuben“, sagte Suri und tätschelte die Schulter ihrer Freundin.

6.

*„Die Wissenschaft erlernst du mit Hilfe der Schriften,
die Kunst durch Übung,
aber die Entfremdung kommt dir
durch die Gesellschaft zu.“*

— Rumi

„Und, wie war der Unterricht?“

Sie schrak zusammen, als sie Kassims Stimme an sich gerichtet fand. Er saß hinter dem Verkaufstresen und las ein Buch, von dem er momentan aufsaß, um ihr einen interessierten Blick zuzuwerfen.

„Ganz ok“, erwiderte sie knapp.

„Brauchst du Hilfe oder so? Ich meine, wenn du Schwierigkeiten hast – du weißt, wir sind ja alle Familie“, sagte Kassim und musterte sie dabei kurz.

Zahira nickte und stapelte weiter Granatäpfel und Orangen zu Pyramiden. Sie wünschte, er würde aufhören mit ihr zu sprechen und seine Aufmerksamkeit wieder ganz seinem Buch widmen. Er las fast immer englische Bücher und sie wusste nicht, was sie davon halten sollte. Manchmal versuchte sie die Namen der Autoren zu entziffern. *Wells, Huxley, Lem, Bradbury, Joyce, Orwell, Auster, Gernsback, Woolf ...* Aber diese Namen sagten ihr nichts.

Welche Gedanken ihm diese Bücher wohl in den Kopf setzten?

Kassim war etwas jünger als Amir. Doch während Amir immer zielstrebig und ehrgeizig seine Pläne verfolgt hatte, schien Kassim die meiste Zeit in einer anderen Welt zu verbringen. Zahira bemerkte auch, dass Kassim manchmal der einen oder anderen attraktiven Frau nachsah, die den Laden betrat. Sie hatte nicht davon gehört, dass Kassim die Absicht hatte, bald zu heiraten. Er sollte wohl zuerst sein Studium beenden, auch wenn Onkel Baqir nicht viel von seiner Fächerwahl zu halten schien – Englische Literatur und Geschichte.

Kassim hatte Zahiras verunsicherte Signale wahrgenommen und wollte sich wieder in seine Lektüre vertiefen, doch seine Gedanken schweiften fortwährend ab.

Die Bilder der Frau tauchten in seiner Erinnerung wieder auf. Die Art, wie sie eine einzelne rotblonde Haarsträhne hinter ihr Ohr geschoben hatte und ihr Gesicht verzog, als sie sich am heißen Tee verbrannt hatte.

Er wusste nicht einmal genau, was er attraktiv an ihr gefunden hatte. Sie hatte irgendwie verloren ausgesehen und doch war ihre Ausstrahlung eine ganz andere, als die der meisten Frauen in seinem Alter, die kichernd ihre Köpfe zusammensteckten oder vorgaben, seinem Blick auszuweichen.

„Zahira, kannst du mal für mich an der Kassa einspringen? Ich muss noch kurz in die Bibliothek.“

Er warf ihr einen bittenden Blick zu, dem sie auswich, aber stumm nickte.

Er zog sich seine Jacke über und verließ den staubigen Laden, froh die klare, kalte Luft einzuatmen.

Er nahm den Bus der Linie F bis zum Zentrum und ging den Rest des vertrauten Weges zu Fuß. Als er in die Hauptstraße einbog, empfingen ihn die grün leuchtenden Hologramme mit spärlich bekleideten Damen, die für alle erdenklichen Produkte warben. Auch wenn ihn diese dreidimensionalen Animationen heute in keiner Weise mehr neugierig machten, senkte er seinen Blick, so wie er es sich schon als Junge angewöhnt hatte, als ihn diese Bilder verwirrt und gleichzeitig irgendwie angezogen hatten. Doch mittlerweile waren sie genauso Teil seines Alltags geworden, wie die realen Frauen, denen er überall begegnete, in ihren knappen Kostümen und tief ausgeschnittenen Kleidern. Manchmal warfen sie ihm einen zweiten Blick zu oder schenkten ihm diese besondere Art von Lächeln, die ihm zu verstehen geben sollte, dass sie ihn nicht unattraktiv fanden.

Dabei fiel es ihm zunehmend schwerer zu verstehen, was Attraktivität in ihren Augen eigentlich ausmachte, oder nach welchen Kriterien die Autochthonen sich selbst beurteilten. Es gab natürlich die Standards der Optimierungsindustrie – ein globales Milliardengeschäft – das junge Männer und Frauen schon ab dem zehnten Lebensjahr entlang einer Skala von Eins bis Zwanzig bewertete, um ihren physischen Optimierungsbedarf zu erheben. Doch Kassim erschloss sich einfach nicht, was daran erstrebenswert sein sollte, wenn alle Men-

schen über die gleichen Körpermaße und Gesichtsproportionen verfügten.

Aber auch sonst war er noch nie gut mit der Realität zurechtgekommen. Verglichen mit den Welten, die er in Büchern vorfand, wirkte sie auf ihn farblos und flach wie die Hologramme der ersten Generation. Die Bücher boten ihm einen Zugang zu alternativen Welten und zu Realitäten, die aus dem Inneren von Menschen herrührten. Es war in gewisser Weise das genaue Gegenteil jener Art zu leben, die die *Globale Einheit* zum politischen Programm erhoben hatte. Denn statt von außen nach innen zu leben und die gewünschten, standardisierten gesellschaftlichen Normen tief in das individuelle Bewusstsein der Menschen hineinzutragen, hatten diese alten Schriftsteller sich darum bemüht, ihre Innenwelten auf die Leinwand der äußeren Welt zu projizieren und die Realität so durch ihre ureigensten Visionen zu verändern. Von innen nach außen zu leben, statt von außen nach innen – war es dieser Wunsch, der ihn dazu veranlasste, mehr Zeit mit alten Büchern zu verbringen als mit den realen Menschen, die ihn in dieser Gesellschaft täglich umgaben? Oder war es schlicht die Möglichkeit, einen Zufluchtsort zu finden vor der Fremdheit, die er überall empfand? Die Bibliothek selbst war für ihn ein sicherer Raum zwischen diesen Welten. Es war ein Ort, der eine feste Struktur und Ordnung aufwies und doch ein Universum von Innenwelten beinhaltete, die ihm halfen, die Realität um ihn herum momentan zu vergessen und gleichzeitig auch in einem neuen Licht zu betrachten.

Als er mit einem Stapel Bücher auf dem Arm balancierend zielstrebig zum zentral gelegenen Entlehn-Tresen marschierte, erstarrte er für einen Moment, als er die rothaarige Frau beim Eingang bemerkte. Er senkte instinktiv seinen Blick, nur um dann noch einmal genauer hinzusehen. Doch es war kein Zweifel, es handelte sich um dieselbe Person. Die fahrige Art mit der sie ihre Locken versuchte zu bändigen, der nervöse Blick, als ob sie etwas verfolgte, dieselben hochhakigen Schuhe, die sie fortwährend zu behindern schienen und eine übergroße Handtasche, die so wirkte als würde sie das Gewicht der Welt mit sich tragen wollen.

Sie sah sich um, als würde sie jemanden erwarten und er verharrte einen Moment lang. Bestimmt würde sie ihn nicht bemerken, selbst wenn sie in seine Richtung sehen würde. Wie sollte sie sich auch an die flüchtige Begegnung erinnern? Er begann sich an der Schlange am Schalter einzureihen. Und doch – wie oft würde es so einen Zufall geben, dass er diese Frau wiedersah in dieser Millionenstadt?

Als er sich nochmals nach ihr umsah, war sie nicht mehr dort und beinahe atmete er erleichtert aus. Er wollte schon lachen über die Vorstellung, die sich ihm spontan aufgedrängt hatte, als er plötzlich eine warme Hand auf seiner Schulter spürte, die ihn zusammenschrecken ließ.

„Kassim? Sind Sie das?“

Sie stand unmittelbar hinter ihm, so nahe, dass er ihren Atem wahrnehmen konnte. Die spontane Intimität der Berührung einer Frauenhand, die er nicht gewohnt war, irritierte ihn. Doch er versuchte gelassen zu wirken.

Er runzelte für einen Moment die Stirn als ob ihm nicht gleich einfiele, woher er ihr Gesicht kannte. Dann bemühte er sich um ein zwangloses Lächeln.

„Sind Sie noch gut nach Hause gekommen?“, fragte er schließlich.

Sie strich sich eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht und lächelte mit ihrem etwas zu breitem Mund.

„Sie haben mir keine Möglichkeit gegeben, mich zu revanchieren – für den Tee und das Taxi.“

„Da gibt es nichts zu revanchieren.“

Kassim wusste mit einem Mal nicht, wo er seinen Blick hinwenden sollte. Die Bücher auf seinem Arm schienen unendlich schwer zu wiegen. Die Luft war stickig. Es war anders, hier mit ihr zusammenzutreffen als im Laden seines Vaters, der ihn dazu ermahnt hatte, sie als ihren Gast zu behandeln. Hier waren sie einander Fremde, die nichts verband, außer eine flüchtige Begegnung und es verunsicherte ihn, dass sie sich überhaupt an ihn erinnert hatte, auch wenn es ihm gleichzeitig schmeichelte.

„Darf ich Sie vielleicht auf einen Kaffee einladen?“

Ihre Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. Sie lächelte erneut und blickte ihn dabei so erwartungsvoll an, als ob er gar nicht die Wahl hätte, ihr Angebot abzulehnen.

Er legte seinen Stapel Bücher auf den Tresen und schob seinen Ausweis unter die bebrillte Nasenspitze der Bibliothekarin. Er hätte natürlich auch den automatischen Entlehn-Schalter wählen können, aber er war durchaus froh, dass es heute etwas länger dauerte, bis die Dame hinter dem Tresen alle Bücher entsichert hatte. Er verstaute die Bücher in seinem hoffnungslos verblichenen Rucksack, während die rothaarige Frau noch immer dicht neben ihm stand und wartete.

Ihm schien einfach keine Ausrede einzufallen, die es ihm erlaubt hätte, sie abzuwimmeln. Seine Gedanken waren blank wie die erste Seite eines Buches, auf der nur die Widmung vermerkt war. Ihr Name, den er nicht kannte.

Also folgte er ihr, als sie den Lift betrat und „Dachgeschoss!“ sagte. Der Aufzug setzte sich daraufhin gleich in Bewegung und eröffnete ihnen einen atemberaubenden Panorama-Blick über die Stadt. Sie setzten sich an einen kleinen runden Tisch und sie bestellte zwei Cappuccinos. Er fragte sich, um wieviel Jahre sie älter war als er. Doch wahrscheinlich waren es weniger, als es ihm momentan vorkam.

„Studieren Sie, Kassim?“ fragte sie, um das Schweigen zu brechen und deutete dabei auf seinen schweren Rucksack.

Er nickte, während sie begann mit einer Serviette zu spielen, die das Logo des Cafés trug.

„Ist das nicht – ungewöhnlich – für Leute wie Sie?“ fragte sie. Seine beinahe schwarzen Augen verfinsterten sich.

„Was meinen Sie mit Leuten – wie Sie?“ entgegnete er scharf.

„Entschuldigung – ich wollte nicht –“

Sie blickte verlegen aus dem Fenster.

„Stört es Sie, wenn ich –“

Sie begann in ihrer Handtasche nach etwas zu kramen und förderte dann eine Packung Zigaretten und ein Feuerzeug zu Tage.

„Tut mir leid, wenn ich in solchen Klischees denke. Ich sollte es eigentlich besser wissen. Ich habe eine Zeitlang im Journalismus gearbeitet, wissen Sie –“

„Als wären die Medien Experten darin, Stereotypen zu dekonstruieren“, brummte er unbeeindruckt.

Sie lachte laut auf und stieß dabei Rauch aus.

„Ja, da haben Sie auch wieder recht. Vielleicht auch ein Grund, wieso ich gekündigt habe.“

Der Kellner bracht ihre Cappuccinos.

„Wieso haben Sie ihren Job denn aufgegeben?“, fragte er und verspürte plötzlich auch Lust auf eine Zigarette, obwohl er nicht rauchte. Er mochte eigentlich auch keinen Kaffee und schon gar keine Cappuccinos. Normalerweise trank er nur Schwarztee mit zwei Stück Zucker.

Sie zuckte mit den Schultern und äscherte ihre Zigarette mit gespielter Selbstbewusstsein. Doch sie wirkte nervös.

Er rührte Zucker in seinen Cappuccino und vermied es, sie anzusehen.

„Irgendwie erschien mir alles so sinnlos. Und ich habe einfach gespürt, dass es da noch etwas anderes geben müsste“, sagte sie gedankenverloren.

Dann wechselte sie abrupt das Thema.

„Darf ich Ihnen etwas zeigen?“

Sie schien keine Antwort zu erwarten, sondern zog stattdessen etwas aus ihrer riesigen Handtasche hervor. Es war ein schweres Buch, das alt aussah. Es konnte aber auch sein, dass es nur so produziert worden war, um den Autochthonen, die auf der Suche nach Antiquitäten oder sentimentalen Relikten waren, den Anschein zu vermitteln, wertvoll zu sein. Kassim kannte diese Art von Büchern aus den Buchläden im Distrikt Drei, an der Grenze zum südlichen Bezirk.

Die Augen der rothaarigen Frau leuchteten kurz auf.

„Ich habe dieses Buch in einem kleinen alten Laden gefunden, aber ehrlich gesagt, weiß ich wirklich nichts damit anzufangen. Ich kann ja nicht einmal diese Schrift entziffern. Ich dachte, vielleicht kann mir hier in der Bibliothek jemand weiterhelfen oder eine Übersetzung für mich finden, aber niemand konnte mir Auskunft geben.“

Sie streckte ihm das Buch entgegen und er nahm es von ihr an, aber nicht ohne zuvor seine Hände an seinen Jeans abgewischt zu haben. Er schlug das Buch auf und hob überrascht die Augenbrauen, als er das Titelblatt las.

„Es ist auf Persisch“, sagte er schließlich.

„Es ist das *Mathnawi-e-Ma'nawi*.“

Sie sah ihn verwirrt an.

„Das *Mathnawi* – ?“, wiederholte sie und es schien ihr sichtlich schwer zu fallen, das ungewohnte Wort auszusprechen. Offensichtlich bedeutete dieser Titel für sie rein gar nichts.

„Das *Mathnawi* von *Maulana Rumi*.“ Er sah sie an und merkte an ihrem Blick, dass sie keine Ahnung hatte, wovon er sprach.

Merkwürdig, dachte er bei sich, wie konnte man nur leben, ohne jemals ein Gedicht von *Maulana* gelesen zu haben, geschweige denn, überhaupt zu wissen, wer *Maulana Dschalal-ud-Din Rumi* gewesen war? Er seufzte tief.

„Sie wissen wirklich nicht, wovon ich spreche, nicht wahr?“

Sie dämpfte ihre Zigarette aus.

„Würde es Ihnen etwas ausmachen, mich aufzuklären?“